

Die Skalpjäger,

ein Roman aus Mexico

von

Capitain Mayne Reid,

Berfäffer der „Freischaar“ u. a. W.

Aus dem Englischen.

Vierter Theil.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Die Stalpjäger.

Vierter Theil.

Erstes Kapitel.

Ein bestrittener Vertrag.

Das Bergwerk befand sich innerhalb der Barranca.

Die roh ausgehöhlten Stollen drangen auf beiden Seiten höhlenartig in die Klippen. Der Grund unter ihnen war von einem Bache getheilt, welcher zwischen lockern Felsen dahinmurmelte.

An den Ufern dieses Baches standen die alten Schmelzhütten und zerstörten Häuser der Bergleute. Die meisten von ihnen waren dachlos und verfallen, der Boden um sie her ungleich und verwachsen. Dornenranken, Mezcal- und Kaktuspflanzen streckten üppig ihre Stacheln heraus.

Wenn man sich diesem Punkte nähert, senkt sich zu beiden Seiten der Barranca die Straße plötzlich;

beide Wege nähern sich und stoßen unter den Ruinen zusammen.

Sobald beide Theile dieselben erblickten, machten sie Halt, und gaben einander über die Schlucht weg Signal. Nach kurzer Besprechung wurde von den Navajos vorgeschlagen, daß die Gefangenen und Pferde auf der Höhe zurückbleiben und jeder Zug von zwei Männern bewacht werden solle. Die übrigen — auf jeder Seite achtzehn — würden auf den Boden der Barranca hinabzusteigen, sich unter den Häusern zu treffen, und nachdem sie den Calumat geraucht, die Bedingungen der Auswechselfung zu ordnen haben.

Dieser Vorschlag sagte weder mir, noch Seguin zu. Wir sahen, daß im Falle einer Unterbrechung der Negotiationen — die wir mehr als halb voraussehen — selbst wenn unsere Schaar die andere überwältigen würde, kein Vortheil für uns herauskommen könne. Ehe wir den steilen Weg hinauf die Navajogefangenen erreichen konnten, würden sie von den beiden Wächtern hinweggeschleppt oder — es schauderte uns bei dem Gedanken — an Ort und Stelle niedergemetzelt werden! Es war ein furchtbarer Gedanke, aber es lag nichts Unwahrscheinliches darin.

Wir wußten überdies, daß das Rauchen der Friedenspfeife nur Zeitverlust sein würde, und standen wegen der Annäherung von Dacoma's Schaar, wie auf Dornen.

Aber der Vorschlag war von dem Feinde gekommen, und dieser blieb hartnäckig, und wir konnten keine Vorstellungen dagegen machen, ohne unsere Pläne zu verrathen, und mußten ihn, wenngleich mit Widerstreben, annehmen.

Wir stiegen ab, ließen unsere Pferde unter Bewachung zurück, begaben uns in die Schlucht hinab und standen den Kriegern von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Es waren achtzehn ausgelesene Männer, hoch gewachsen, breitschultrig, muskulös. Der Ausdruck ihrer Gesichter war wild, schlau und düster. Kein Lächeln war zu erkennen, und die Lippen, welche in diesem Augenblicke eins gezeigt haben würden, hätten sicherlich gelogen. Ihre Herzen waren von Haß und ihre Nieren von Rachsucht erfüllt.

Einen Augenblick standen beide Parteien einander in schweigender Betrachtung gegenüber. Dies waren keine gewöhnlichen Feinde! — Es waren keine gewöhnlichen Feindseligkeiten, die sie Jahre lang gegen einander gefühlt, und keine gewöhnliche Sache, die sie jetzt zum ersten Male, ohne Waffen in den Händen, von Angesicht zu Angesicht gegenübergebracht hatte!

Sie waren von einem beiderseitigen Bedürfniß zu ihrer jetzigen friedlichen Haltung gezwungen worden — obgleich es eher einem Waffenstillstande zwischen einem Löwen und einem Tiger glich, die einander in einer

Öffnung eines verwachsenen Waldes getroffen haben und, einer den andern mit dem Auge messend, dastehen.

Obgleich sie Beide, dem Uebereinkommen gemäß, waffenlos sein sollten, waren doch Beide hinlänglich bewaffnet, und sie wußten es von einander. Die Griffe von Tomahawks, die Hefte von Messern und die glänzenden Kolben von Pistolen schauten nachlässig, sowohl unter der Kleidung der Jäger, wie der der Indianer hervor. Man bemühte sich nur wenig, dies gefährliche Spielzeug zu verbergen, und es ließ sich auf allen Seiten leicht erkennen.

Endlich kam unsere gegenseitige Besichtigung zu Ende und wir gingen an's Geschäft.

Es gab keine von Unkraut und Dornenbüschen freie Stelle, auf welche wir uns setzen konnten, um zu rauchen. Seguin deutete auf eins von den Häusern — ein leidlich erhaltenes Adobe-Gebäude, und Einige traten hinein, um es zu besichtigen.

Das Gebäude war als Schmelzhütte benutzt worden, und auf dem Boden lagen zerbrochene Karren und andere Werkzeuge umher. Es besaß nur ein Zimmer, welches noch nicht einmal groß war, und in seiner Mitte stand ein mit Schlacken und Asche bedeckter Brazero.

Zwei Männer wurden abgeordnet, um in dem Brazero Feuer anzuzünden, und die übrigen traten ein

und setzten sich auf den umherliegenden Quarz- und Karrenstücken nieder.

Als ich mich eben niedersetzen wollte, sprang von hinten ein Geschöpf an mir auf und stieß ein leises, mit einem Bellen endendes Winseln aus. Ich wendete mich um und erblickte meinen Hund Alp. Das vor Entzücken halb rasende Thier stürmte zu wiederholten Malen auf mich ein, und es dauerte einige Zeit, ehe ich es beruhigen und meinen Platz einnehmen konnte. Endlich saßen wir Alle auf der entgegengesetzten Seite um das Feuer, eine jede Abtheilung in einem Kreislager, mit der Hohlung gegen die andere.

Eine schwere Thür hing noch in ihren Angeln, und da in dem Hause kein Fenster war, wurde diese offen gelassen. Sie öffnete sich nach innen.

Das Feuer war halb angezündet und die Thonsteinpfeife mit Kinnik-Kinnik gefüllt. Hierauf wurde sie angezündet, in tiefem Schweigen von einem Munde zum andern gegeben.

Wir bemerkten, daß ein jeder von den Indianern, im Widerspruche mit der sonstigen Gewohnheit, nur ein paar Züge zu thun, lange und langsam rauchte.

Wir wußten, daß dies eine List war, um die Ceremonie zu verlängern und Zeit zu gewinnen, während wir — ich rede von Seguin und mir — über den Verzug schäumten.

Als die Pfeife zu den Jägern kam, wurde sie schneller herumgegeben.

Das unselige Rauchen kam endlich zu Ende und die Negotiationen begannen.

Ich sah sogleich beim Beginn der „Rede“, daß es Schwierigkeiten geben würde. Die Navajos — und besonders die jüngern Krieger — nahmen eine renommirende und herausfordernde Haltung an, welche die Jäger schwerlich lange ertragen konnten, und sich auch keinen Augenblick derselben unterworfen haben würden, wenn sich ihr Anführer nicht in einer so eigenthümlichen Lage befunden hätte. Um feinetwegen hielten sie sich, so gut sie konnten, zurück; aber der Brennstoff war sichtbar und bedurfte nur weniger Funken zum Auslodern.

Die erste Frage bezog sich auf die Zahl der Gefangenen.

Der Feind hatte neunzehn, während wir — ohne die Königin oder die mexicanischen Mädchen einzurechnen, einundzwanzig zählten.

Dies war zu unsern Gunsten, aber zu unserm Erstaunen behaupteten die Indianer, daß ihre Gefangenen erwachsene Frauenzimmer wären, die meisten von den unsern dagegen Kinder, und daß zwei von den letztern gegen eine von den erstern ausgewechselt werden sollen.

Auf diese abgeschmackte Forderung antwortete Ge-

guin, daß wir darein nicht willigen könnten; da er aber keine von ihren Gefangenen zu behalten wünsche, die einundzwanzig gegen die neunzehn austauschen wolle.

„Einundzwanzig!“ rief ein Krieger. „Ihr habt siebenundzwanzig, wir haben sie auf der Höhe gezählt.“

„Sechs von denjenigen, welche Ihr gezählt habt, sind von unsern eigenen Leuten, es sind Weiße und Mexicanerinnen.“

„Sechs Weiße?“ erwiderte der Wilde, „es sind nur fünf! Wo ist die sechste?“

„Vielleicht ist es unsere Königin — sie ist von heller Farbe. Vielleicht hat sie der blasse Häuptling für eine Weiße gehalten.“

„Ha ha ha!“ lachten die Wilden spöttisch, „unsere Königin eine Weiße! Ha ha ha!“

„Eure Königin,“ sagte Seguin mit feierlicher Stimme, „Eure Königin, wie Ihr sie nennt, ist meine Tochter.“

„Ha ha ha!“ heulten sie von Neuem im höhnischen Chor, „Deine Tochter! Ha ha ha!“

Das Zimmer hallte von ihrem dämonischen Gelächter wieder.

„Ja,“ wiederholte er mit lauter, aber bebender Stimme, denn er sah jetzt, welche Wendung die Dinge nahmen, „ja, sie ist meine Tochter.“

„Wie ist das möglich?“ fragte einer von den Kriegern — ein Redner des Stammes; „Du hast un-

ter unsern Gefangenen eine Tochter, — wir wissen das — sie ist weiß, wie der Schnee auf dem Berge, ihr Haar ist gelb, wie das Gold auf ihren Armspangen. Die Königin ist von dunkler Farbe. Unter unserm Stamm giebt es Viele, die eben so hell sind, wie sie; und ihr Haar gleicht den Schwingen des schwarzen Geier. Wie ist das? Unsere Kinder sind einander ähnlich, ist es bei den Euern nicht eben so? Wenn die Königin Deine Tochter ist, so ist das goldhaarige Mädchen keine Schwester von ihr. Du kannst nicht der Vater von Beiden sein. Aber nein,“ fuhr der schlaue Wilde mit erhobener Stimme fort, „die Königin ist nicht Deine Tochter, sie ist von unserm Geschlecht, — ein Kind Moctezumas — eine Königin der Navajos!“ —

„Die Königin muß uns wiedergegeben werden,“ riefen Mehrere. „Sie ist unser, — wir wollen sie haben.“

Umsonst wiederholte Seguin seine natürlichen Ansprüche, umsonst erzählte er die Zeit und Umstände ihrer Gefangennahme durch die Navajos selbst. Die Tapfern riefen von Neuem:

„Sie ist unsere Königin — wir müssen sie haben.“

Seguin berief sich in beredten Worten auf die Gefühle des alten Häuptlings, dessen Tochtersohn sich in ähnlichen Umständen befand. Aber offenbar fehlte dem letztern die Macht, wenn er auch den Willen hatte,

dem aufsteigenden Sturme Einhalt zu thun. Die jüngern Krieger antworteten mit spöttischem Geschrei und einer von ihnen rief sogar, daß der weiße Häuptling rase.

Sie fuhren eine Zeitlang fort, zu gesticuliren, und erklärten laut, daß sie unter keiner Bedingung in eine Auswechselung willigen würden, wenn die Königin nicht herausgegeben werde.

Offenbar wurden sie durch ein geheimnißvolles Band zu dieser außerordentlichen Unterthanentreue veranlaßt; selbst die Auswechselung Dacoma's wünschten sie weniger.

Ihre Forderungen wurden auf so beleidigende Weise betrieben, daß wir uns von ihrer Absicht überzeugt fühlten, uns endlich zum Kampfe zu bringen. Die von ihnen so sehr gefürchteten Büchsen waren nicht da, und sie fühlten sich überzeugt, über uns den Sieg davonzutragen.

Die Jäger waren eben so bereit dazu, und des Sieges eben so sicher.

Sie warteten nur auf das Signal ihres Anführers.

Es wurde ein Signal gegeben, aber zu ihrer Ueberraschung und ihrem Aerger war es das des Friedens.

Seguin wendete sich zu ihnen, blickte herab — denn er stand — und warnte sie mit leiser Stimme, Geduld

zu haben und still zu bleiben. Hierauf bedeckte er seine Augen mit der Hand und stand einige Augenblicke in nachsinnender Haltung da.

Die Jäger setzten das vollste Vertrauen in die Talente und die Tapferkeit ihres Anführers. Sie wußten, daß er auf einen Plan für sein weiteres Handeln sinne, und warteten geduldig auf den Ausgang.

Andererseits zeigten die Indianer keine Spur von Ungeduld. Sie kümmerten sich nicht darum, wieviel Zeit aufgewendet wurde, denn hierdurch hofften sie, daß Dacoma's Schaar herbeikommen würde. Sie saßen still und tauschten ihre Gedanken mit grunzenden, kurzen Worten aus, während andere von ihnen die Zwischenräume mit Gelächter ausfüllten.

Sie waren vollkommen ruhig und schienen nicht im mindesten die Alternative eines Kampfes mit uns zu scheuen.

Wenn man beide Theile anblickte, so würde man allerdings gesagt haben, daß wir Mann gegen Mann ihnen nicht gewachsen seien. Sie waren alle, mit ein paar Ausnahmen, Männer von sechs Fuß Höhe, die meisten sogar größer als das, während viele von den Jägern eine kleine Figur besaßen. Unter diesen war aber kein einziger Feigling.

Die Navajos wußten, daß sie selbst für ein Handgemenge gut bewaffnet waren. Auch um unsere Bewaffnung wußten sie; aber sie ließen sich nicht trau-

men, wie wir bewaffnet seien. Sie sahen, daß die Jäger Messer und Pistolen trugen, aber sie dachten, daß nach der ersten unsichern und schlecht gezielten Salve die Messer es mit ihren furchtbaren Tomahawks nicht würden aufnehmen können, sie wußten nicht, daß an dem Gürtel mehrerer von uns — El Sols; Seguin, Garey's und meinem — eine furchtbare Waffe — bei einem Handgemenge die furchtbarste von allen — der Colt'sche Revolver hing. Die Waffe war damals noch neu und kein Navajo hatte je sein fortwährend Tod ausstheilendes Knallen gehört.

„Brüder!“ rief Seguin, indem er sich von Neuem in eine Rednerattitude warf, „Ihr läugnet, daß ich der Vater des Mädchens bin. Zwei von Euren Gefangenen — die Ihr als meine Frau und Tochter kennt — sind ihre Mutter und Schwester. Dies läugnet Ihr ebenfalls. Wenn Ihr aufrichtig seid, könnt Ihr also nichts gegen den Vorschlag haben, welchen ich machen will: laßt jene vor uns bringen und sie ebenfalls. Wenn sie ihre Verwandten nicht erkennt, so werde ich meine Ansprüche aufgeben, und es dem Mädchen freistellen, mit den Navajokriegern zurückzuführen.“

Die Jäger hörten diesen Vorschlag mit Ueberraschung. Sie wußten, daß Seguin's Versuche, Erinnerungen an sich im Geiste des Mädchens zu erwecken,

erfolglos geblieben waren. Welche Wahrscheinlichkeit hatte er also, daß sie sich ihrer Mutter erinnerte?

Aber Seguin selbst hoffte dies kaum, und ein kurzes Nachdenken zeigte uns, daß sein Vorschlag auf eine weiter reichende Absicht basirt war.

Er sah, daß die Indianer unbedingt auf der Auswechselung der Königin beharrten, und daß, wenn diese nicht zugestanden, die Unterhandlungen abgebrochen werden und seine Frau und jüngere Tochter immer noch in den Händen der Indianer bleiben würden. Er dachte über das harte Schicksal nach, welches sie in ihrer Gefangenschaft erwartete, während sie nur zurückkehrte, um von Huldigungen und Güte empfangen zu werden. Jene mußten um jeden Preis gerettet — sie aber aufgegeben werden, um sie auszulösen.

Seguin hatte aber noch eine Absicht dabei. Es war ein strategisches Manöver — ein verzweifeltes und letztes Auskunftsmitglied. Es bestand darin: — er sah, daß wenn wir einmal die Gefangenen — seine Frau und Tochter — unten bei den Häusern hatten — es im Falle eines Kampfes möglich sein würde, sie hinwegzuführen. Auch die Königin konnte auf diese Weise befreit werden. Es war die von der Verzweiflung eingegebene Alternative.

Er theilte dies in einem hastigen Flüstern den ihm nächsten von seinen Kameraden mit, um sich unserer Vorsicht und Geduld zu versichern.

Sobald dieser Vorschlag gemacht wurde, erhoben sich die Navajos und drängten sich in eine Ecke des Zimmers zusammen, um sich zu berathen. Sie sprachen in leisen Tönen. Wir konnten natürlich nicht verstehen, was gesagt wurde, erriethen aber aus dem Ausdruck ihrer Gesichter und ihrer Gesticulationen, daß sie zur Annahme geneigt schienen.

Sie wußten, daß die Königin Seguin nicht als ihren Vater anerkannt hatte. Sie hatten sie aufmerksam beobachtet, als sie auf der entgegengesetzten Seite der Barranca heranritt, — sich sogar mit ihr durch Signale unterhalten, ehe wir es verhindern konnten. Ohne Zweifel hatte sie ihnen das, was im Cannon mit Dacoma's Schaar geschehen war, und die Wahrscheinlichkeit ihrer Annäherung mitgetheilt. Sie fürchteten daher nicht, daß sie sich ihrer Mutter erinnern werde. Ihre lange Abwesenheit, — ihre Jugend, als sie zur Gefangenen gemacht worden war — ihr späteres Leben und die mehr als gütige Behandlung, welche sie von ihnen erhalten — hatte längst jede Erinnerung an die Kindheit und die Umrisse derselben verwischt. Die schlauen Wilden wußten dies recht gut, und endlich nahmen sie nach einer Discussion, welche beinahe eine Stunde dauerte, ihre Plätze wieder ein, und gaben ihre Einwilligung zu dem Vorschlage zu erkennen.

Zwei Männer — von jeder Abtheilung einer —

wurden jetzt nach den Gefangenen gesendet und wir saßen jetzt in der Erwartung ihrer Ankunft da.

Nach Kurzem wurden sie hereingeführt.

Es wird mir schwer, die jetzt folgende Scene zu beschreiben — das Zusammentreffen Seguins mit seiner Frau und Tochter — meine eigne Umarmung und der hastig gegebene Kuß, — das Schluchzen und die Ohnmacht meiner Verlobten — das Erkennen des längst verlorenen Kindes von Seiten der Mutter — die Pein, welche erfolgte, als ihr sehndes Herz die Berufung vergebens machte — die halb entrüsteten, halb mitleidigen Mienen der Jäger, — die triumphirenden Gebärden der Indianer. — Alles dieses bildete ein Gemälde, welches mit peinlicher Deutlichkeit in meinem Gedächtnisse lebt, obgleich ich die Kunst des Schriftstellers nicht hinlänglich verstehe, um es darzustellen.

Nach wenigen Minuten wurden die Gefangenen, von zwei Männern bewacht, aus dem Hause geführt, während die übrigen zurückblieben, um die Negociationen zu beenden.

Zweites Kapitel.

Ein Kampf bei verschlossenen Thüren.

Der Zwischenfall verbesserte die Stimmung der beiden Theile keineswegs — die der Jäger am wenigsten. Die Indianer waren triumphirend, aber deshalb um kein Haar weniger zur Hartnäckigkeit und zur Erhebung neuer Ansprüche geneigt. Sie kehrten jetzt zu ihrem frühern Anerbieten zurück: für diejenigen von unsern Gefangenen, welche erwachsen waren, wollten sie gerade tauschen, und für ihren Häuptling Dacoma erbieten sie sich, zwei zu geben. Was die übrigen betraf, so bestanden sie darauf, zwei gegen einen zu empfangen.

Bei dieser Forderung konnten wir nur etwa zwölf von den mexicanischen Frauen ranzioniren. Da Sequin sie aber entschlossen fand, willigte er endlich in diese Bedingungen, vorausgesetzt, daß sie uns das Recht gestatteten, die Auszutauschenden zu wählen.

Zu unserer Ueberraschung und Entrüstung wurde dies verweigert!

Wir bezweifelten nicht länger, was das Ende der Unterhandlungen sein würde. Die Atmosphäre war mit der Electricität des Zornes angefüllt. Haß entzündete Haß, und in jedem Auge brannte Rache.

Die Indianer blickten uns böshast aus ihren schiefen Augen an; in ihren Blicken lag Triumph, denn sie hielten sich für stärker, als wir.

Andererseits saßen die Jäger, unter der doppelten Entrüstung bebend da. Ich sage: doppelter, ich kann kaum erklären, was ich damit meine. Sie waren noch nie so von Indianern herausgefordert worden. Sie waren ihr ganzes Leben lang gewöhnt gewesen — theilweise aus Renommage, theilweise auch in Folge wirklicher Erfahrung — die rothen Männer als ihnen in Schlaueit und Muth nachstehend zu betrachten, und diese Herausforderung durch sie erfüllte die Jäger, wie gesagt, mit einer doppelten Entrüstung. Es glich dem bitteren Zorne, welchen der Vorgesetzte gegen den Widerstand leistenden Untergebenen fühlt — der Edelmann gegen seinen rebellischen Knecht — der Herr gegen seinen Sklaven, der sich gegen ihn umgekehrt und ihn geschlagen hat! Dies war es, was die Jäger fühlten.

Ich blickte über ihre Reihe hinab. Ich hatte nie Gesichter von solchem Ausdrücke gesehen, wie damals. Ihre Lippen waren weiß und fest über die Zähne gezo-

gen, ihre Wangen waren farblos und ihre hervordringenden Augen schienen in ihre Höhlen festgeschraubt zu sein.

Auf den Zügen Aller war keine Bewegung zu entdecken, als das Zucken zorniger Muskeln. Ihre rechte Hand war in die Brust ihres halboffenen Jagdhemdes vergraben, — eine jede hatte, wie ich wußte, eine Waffe erfaßt, und sie schienen nicht da zu sitzen, sondern sich vorwärts zu beugen, wie Panther, welche dem Sprunge nahe sind.

Es trat auf beiden Seiten eine lange Stille ein.

Sie wurde durch einen Schrei von Außen unterbrochen — das Kreischen des Kriegsadlers.

Wir würden dies nicht beachtet haben, da wir wußten, daß diese Vögel im Nimbresgebirge gewöhnlich vorkommen, und einer über die Schlucht geflogen sein konnte. — Aber wir glaubten, oder bildeten uns ein, daß es einen Eindruck auf unsere Gegner hervorgebracht habe. Es waren Leute, welche nicht gewöhnt waren, plötzliche Bewegungen sichtbar werden zu lassen; aber es schien uns Allen, als ob ihre Blicke düsterer und triumphirender würden. Konnte es ein Signal gewesen sein?

Wir lauschten einen Augenblick — das Kreischen wurde wiederholt, und obgleich es ganz dem eines uns bekannten Vogels — des weißköpfigen Adlers — glich,

saßen wir doch unruhig und unter furchtbaren Besorgnissen da.

Der junge Häuptling in der Husarenuniform war aufgestanden. Er war der stürmischste und anspruchsvollste unserer Widersacher gewesen. Er war, wie uns Kube gesagt hatte, ein Mann von dem schändlichsten und wollüstigsten Charakter, der dessenungeachtet aber große Gewalt über die Krieger ausübte. Er hatte Seguins Vorschlag zurückgewiesen und wollte jetzt seine Gründe angeben. Wir kannten sie ohnedies.

„Warum,“ sagte er zu Seguin, „warum wünscht der weiße Häuptling so sehr, unter unsern Gefangenen zu wählen? möchte er das gelbhaarige Mädchen zurück haben?“

Er hielt einen Augenblick inne, wie um eine Erwiederung zu erwarten. Aber Seguin gab keine.

„Wenn der weiße Häuptling glaubt, daß unsere Königin seine Tochter sei, würde er da nicht wünschen, daß seine Schwester ihre Gefährtin würde und mit uns in unser Land zurückkehrt?“

Er hielt von Neuem inne, aber Seguin blieb, wie vorher, stumm.

Der Adner fuhr fort.

„Warum will er das goldhaarige Mädchen nicht mit uns zurückkehren und mein Weib werden lassen? Wer bin ich, der dies verlangt? — ein Häuptling der

Navajos — der Abkömmling des großen Moctezuma — der Sohn ihres Königs.“

Der Wilde blickte mit herausfordernden Mienen um sich, als er diese Worte sprach.

„Wer ist sie,“ fuhr er fort, „die ich so zur Braut erbettete? die Tochter eines Mannes, der nicht einmal von seinem eigenen Volke geachtet wird! — die Tochter eines Culatta!“

Ich blickte auf Seguin. Ich sah, wie sich seine Gestalt erhob, ich sah die dicken Adern an seiner Kehle schwellen, ich sah den wilden Ausdruck, welchen ich schon früher bemerkt hatte, in seinen Augen, — ich wußte, daß die Krisis nahe war.

Von Neuem kreischte der Adler.

„Aber nein,“ fuhr der Wilde fort, indem ihm das Signal neue Kühnheit zu geben schien, „ich will nicht mehr betteln! Ich liebe das weiße Mädchen, und sie muß mein sein, und noch diese Nacht schläft sie —“

Er beendigte diesen Satz nicht. Seguins Kugel hatte seine Stirn durchbohrt. Ich sah das rothe, runde Loch mit seinem bläulichen Pulverkreis, als das Opfer vorwärts aufs Gesicht stürzte.

Wir sprangen sämmtlich auf; Jäger und Indianer erhoben sich, wie Ein Mann. Der doppelte Ruf der Herausforderung erschallte wie aus einer Kehle, und wie mit einer Hand wurden Messer, Pistolen und Toma-

hawk's gezogen. Im nächsten Augenblicke waren wir im Handgemenge.

O, es war ein furchtbarer Kampf, als die Pistolen krachten und die Messer blizten und die Tomahawks die Luft durchschnitten — ein furchtbarer, furchtbarer Kampf!

Man hätte denken sollen, daß der erste Anstoß beide Reihen niedergestoßen haben würde. So war es nicht. Die ersten Streiche eines Kampfes wie dieser, sind ungewiß und werden gut parirt, und das menschliche Leben ist schwer zu nehmen. Was war das Leben von Männern, wie diese!

Einige fielen, andere traten verwundet und blutend zurück, aber nur, um von Neuem zu kämpfen; einige waren im Handgemenge, während mehrere Paar sich erfaßt hatten, um einander, im verzweifelten Ringen des Todes, niederzuwerfen.

Einige stürmten gegen die Thür, um draußen zu kämpfen, einige kamen heraus — aber die Menge drückte dagegen — die Thür schloß sich, — Leichen fielen dahinter — wir kämpften im Dunkeln!

Wir hatten Licht genug für unsere Absicht. Die Pistolen blizten in schnellen Zwischenräumen und ließen das grausige Gemälde sichtbar werden.

Das Licht schimmerte auf dämonische Gesichter — auf rothe, zuckende Waffen — auf zu Boden

gestreckte Menschengestalten — auf andere, die in jeder Stellung des tödtlichen Kampfes rangen.

Das Geschrei der Indianer und die nicht weniger wilden Rufe ihrer weißen Feinde dauerten fort, aber die Stimmen wurden dumpfer und die Rufe verwandelten sich in ein Stöhnen und Flüche und kurze, scharfe Ausrufungen.

Von Zeit zu Zeit hörte man schnelle Schläge und den dumpfen Ton stürzender Körper.

Das Zimmer füllte sich mit Rauch und Staub und erstickendem Schwefeldampfe an, und die Fechtenden kämpften halb erstickt.

Ich hatte bei dem ersten Ausbruch meinen Revolver gezogen und ihn dem nahenden Feind in das Gesicht abgefeuert. Ich hatte einen Schuß nach dem andern gethan, einige auf das Ungewisse hin — andere auf ein Opfer gerichtet. Ich hatte die Knalle nicht gezählt, bis der Hahn auf dem Stahlpflocke stehen blieb und mir verkündete, daß die sechs Läufe entleert waren.

Dies hatte nur eben so viele Secunden gedauert; ich steckte mechanisch die leere Waffe in den Gürtel und eilte instinktmäßig der Thüre zu. Ehe ich sie erreichen konnte, war sie geschlossen, und ich sah, daß es unmöglich war, hinauszukommen.

Ich wendete mich um und suchte einen Gegner. Es dauerte nicht lange, bis ich einen gefunden hatte.

Bei dem Blitze eines Pistols sah ich einen Indianer mit erhobenem Beile auf mich zukommen.

Bis jetzt hatte mich etwas verhindert, mein Messer zu ziehen: nun war es zu spät geworden. Ich streckte meinen Arm aus, um den Hieb aufzufangen und bückte den Kopf gegen den Wilden.

Ich fühlte, wie das scharfe Beil das Fleisch zerschnitt, als es an meiner Schulter abglitt. Ich war nur leicht verwundet. Er hatte durch mein plötzliches Bücken sein Ziel verfehlt; aber der Anlauf brachte unsere Körper zusammen und im nächsten Augenblicke rangen wir.

Wir strauchelten über eine Felsmasse und rangen einige Augenblicke zusammen auf dem Boden, ohne daß Einer von uns im Stande gewesen wäre, seine Waffe zu gebrauchen. Von Neuem erhoben wir uns in der grimmigen Umarmung, abermals fielen wir mit furchtbarem Gewicht. Unser Sturz wurde von etwas aufgefangen — es erbehte — es gab krachend nach und wir stürzten köpflings in das helle Licht.

Ich war geblendet. Ich hörte ein seltsames, dröhnendes Getöse hinter mir, wie das Geräusch von stürzenden Balken; ich beachtete es aber nicht. Ich hatte zu viel zu thun, um über Ursachen nachzudenken.

Der plötzliche Sturz hatte uns getrennt, und wir Beide erhoben uns zu gleicher Zeit, um wieder gegen einander anzudringen und uns wieder zur Erde zu stür-

zen. Wir wälzten uns auf dem Boden über die dornigen Cactuspflanzen. Ich wurde mit jedem Augenblicke schwächer, während der muskulöse Wilde, an solche Kämpfe gewöhnt, fortwährend frische Kräfte und Athem zu sammeln schien.

Drei Mal hatte er mich unter sich gehabt; aber jedes Mal hatte ich seinen rechten Arm erfaßt und den Stoß verhindert. Es war mir gelungen, das Messer zu ziehen, als wir durch die Wand stürzten, aber mein Arm wurde ebenfalls festgehalten und ich vermochte ihn nicht zu gebrauchen.

Als wir zum vierten Male zu Boden kamen, fiel mein Gegner unter mich. Ein Schrei des Schmerzes ertönte von seinen Lippen, sein Kopf fiel auf das Gras zurück, und er lag, ohne sich weiter zu bewegen, in meinen Armen.

Ich fühlte, wie sein Griff allmählig nachließ. Ich blickte in sein Gesicht — seine Augen waren verglast und weit offen. Durch seine Zähne strömte schäumendes Blut hervor — ich sah, daß er todt war.

Ich nahm dies mit Erstaunen wahr, denn ich wußte, daß ich ihn bis jetzt noch nicht mit meiner Waffe berührt hatte. Ich wollte eben meinen Arm unter ihm hinwegziehen, als ich bemerkte, daß er aufhörte, Widerstand zu leisten.

Das Messer fiel aber jetzt in meine Augen. Die

Klinge und das Heft waren roth, und die Hand, welche es erfaßte, ebenfalls.

Als wir fielen, hatte ich es zufällig mit der Spitze nach Oben gehalten — mein Gegner war auf die Klinge gestürzt!

Ich dachte jetzt an meine Verlobte, machte mich von den kraftlosen Gliedern des Wilden los und erhob mich. Der Rancho stand in Flammen.

Das Dach war auf den Brazero gefallen, und die trockenen Schindeln hatten Feuer gefangen.

Die Kämpfenden krochen aus der brennenden Ruine hervor; aber nicht, um hinwegzueilen — nein, unter den zuckenden Flammen, unter dem heißen Rauch kämpften sie immer noch wild und schäumend und rasend.

Ich hielt mich nicht auf, um zu sehen, wer diese unermüdblichen Kämpfer seien. Ich eilte vorwärts und sah mich auf allen Seiten nach den Gegenständen meiner Besorgniß um.

Die wollenen, weiblichen Kleider wurden mir hoch oben, auf dem zu den Navajogefangenen führenden Wege sichtbar.

O Gott! sie waren es. Die Drei kletterten den steilen Pfad hinauf — eine Jede wurde von einem Wilden getrieben.

Es war mein erster Impuls, hinauf zu stürmen, aber in diesem Augenblicke erschienen fünfzig Reiter auf dem Hügel und galoppirten herab.

Ich sah ein, daß es Wahnsinn sein würde, ihnen folgen zu wollen, und wendete mich nach der andern Seite, wo wir unsere Gefangenen und Pferde gelassen hatten, um mich zurückzuziehen. Als ich über die Barranca lief, vernahm ich von der andern Seite kommende Schüsse.

Ich blickte auf und sah die berittenen Jäger im Galopp von einer Masse wilder Reiter verfolgt, herabkommen. Es war Dacoma's Schaar!

Ich stand unschlüssig einen Augenblick da und beobachtete die Verfolgung. Die Jäger hielten, als sie die Häuser erreichten, nicht an, sondern galoppirten unter fortwährendem Feuern das Thal hinab.

Eine Abtheilung Indianer verfolgte sie, während eine andere anhielt, sich um die lodernde Ruine sammelte und unter den Mauern zu suchen begann.

Ich war noch in dem Cactusdickicht versteckt, sah aber, daß mein Zufluchtsort bald von den Augen der schlauen Wilden durchdrungen sein würde, ließ mich auf meine Hände und Kniee sinken, und kroch dem Flusse zu.

Als ich ihn erreichte, fand ich mich dicht am Eingange einer Höhle eines kleinen Stollens des Bergwerks — und begab mich in dieselbe.

Drittes Kapitel.

Ein sonderbares Zusammentreffen in einer Höhle.

Der Stollen, in den ich mich begeben hatte, zeigte unregelmäßige Umrisse. An den Seiten ragten Felsen hervor, und zwischen diesen waren kleine Seitenstollen gegraben worden, wo die Bergleute die Verzweigungen der Goldmutter verfolgt hatten.

Die Höhle war nicht tief. Die Uder hatte sich nicht als vortheilhaft erwiesen, und war aufgegeben worden, um eine andere zu suchen.

Ich blieb in derselben, bis ich im Finstern war, tastete mich dann an der Seitenwand fort, und fand eine Nische, in welche ich mich steckte.

Indem ich in den Fluß blickte, konnte ich aus der Höhle eine Strecke weit über den Grund der Barranca sehen, wo die Büsche dünn und einzeln wuchsen.

Ich hatte mich kaum gesetzt, als meine Aufmerk-

samkeit auf eine außerhalb vorgehende Scene gelenkt wurde.

Zwei Männer krochen auf Händen und Knien durch die vor der Höhlenmündung wachsenden Cactuspflanzen heran.

Jenseits derselben durchstößerte ein halbes Duzend berittene Wilde das Dickicht; aber sie hatten die Männer noch nicht gesehen. Ich erkannte sie leicht: es waren Godé und der Doctor. Der letztere war mir näher, und als er über die Steine kroch, sprang im Bereiche seiner Hand etwas aus dem Felsen. Ich bemerkte, daß es ein kleines Thier von der Armadillart war. Ich sah ihn die Hände ausstrecken, — es erfassen, und in einen an seiner Seite hängenden Sack stecken. Die Indianer schrien und kreischten unterdessen keine fünfzig Schritt hinter ihm.

Ohne Zweifel gehörte das Thier einer neuen Species an; aber der eifrige Naturforscher konnte es der Welt nicht bekannt machen. Er hatte kaum die Hand wieder zurückgezogen, als ein Geschrei von Seiten der Wilden verkündete, daß er und Godé entdeckt waren, und im nächsten Augenblicke lagen Beide, von Lanzen durchbohrt und allem Anscheine nach todt, auf dem Boden.

Ihre Verfolger stiegen jetzt ab, um sie zu skalpiren.

Der arme Richter! Seine Mühe wurde abgezo-

gen — die blutige Trophäe folgte — und er lag mit dem rothen Schädel, nach der Höhle gerichtet — ein häßliches Schauspiel — da.

Ein zweiter Indianer war abgestiegen und stand, mit seinem langen Messer in der Hand, bei dem Canadier.

Obgleich ich meinen armen Diener bemitleidete, und ganz und gar nicht in der Stimmung war, um Heiterkeit zu fühlen, konnte ich mich doch, bei meiner Bekanntschaft mit den Umständen, nicht enthalten, das Verfahren mit einiger Neugier zu beobachten.

Der Wilde bewunderte einen Augenblick die schönen Locken, welche den Kopf seines Opfers zierten. Er dachte ohne Zweifel daran, welchen schönen Saum sie für seine Beinkleider geben würden. Er schien in ekstatischem Entzücken zu sein, und nach den Schwingungen, die er mit seinem Messer machte, konnte ich sehen, daß es seine Absicht war, die Haut des ganzen Kopfes zu nehmen!

Nachdem er mehrere Sprünge um denselben gemacht hatte, bückte er sich und erfaßte eine Handvoll Locken; ehe er aber noch den Skalp mit seinem Messer berührt hatte, erhob sich das Haar, und ließ den weißen, Marmor gleichenden Schädel erkennen.

Der Wilde ließ mit einem Entsetzensschrei die Perrücke fallen, lief zurück, und fiel über den Körper des Doctors.

Der Ruf zog seine Kameraden herbei; mehrere von ihnen stiegen ab, und näherten sich dem merkwürdigen Gegenstande mit erstaunten Mienen.

Einer, der muthiger war, als die Uebrigen, hob die Perrücke auf, und dieselbe wurde von Allen mit neugieriger Aufmerksamkeit besichtigt.

Hierauf lief einer nach dem andern zu dem glänzenden Schädel, ließ die Finger über die glatte Oberfläche gleiten, und stieß dabei Rufe der Ueberraschung aus.

Sie versuchten die Perrücke, nahmen sie ab, setzten sie wieder auf, und wendeten sie nach allen verschiedenen Richtungen. Endlich zog derjenige, welcher sie als sein Eigenthum beanspruchte, seinen gefiederten Kopfschuß ab, setzte sie mit der vordersten Seite nach hinten auf seinen eigenen Kopf, und stolzirte mit über sein Gesicht hängenden, langen Locken umher.

Es war eine wahrhaft merkwürdige Scene, die mich unter andern Umständen belustigt haben würde. Es lag etwas unwiderstehlich Komisches in den verblüfften Mienen der Schauspieler. Aber das Trauerspiel hatte mich zu tief berührt, als daß ich über die Farce hätte lachen können. Ich war von zu großem Schrecken umgeben. Seguin war vielleicht todt — sie auf ewig verloren, und die Slavin brutaler Wilden. Auch meine eigene Gefahr kam in's Spiel, denn ich wußte

nicht, wie bald ich entdeckt und hervorgeschneppt werden konnte.

Dies berührte mich jedoch am wenigsten; mein Leben war jetzt nur von geringem Werthe für mich, und so betrachtete ich es.

Aber es giebt einen sogenannten Instinct der Selbsterhaltung, selbst wenn der Wille aufgehört hat, thätig zu sein. In meinem Geiste begannen sich bald Hoffnungen zu bilden, und mit ihnen kam der Wunsch, zu leben. Es stellten sich Gedanken ein: ich konnte eine starke Schaar organisiren — ich konnte sie noch befreien! — ja selbst, wenn bis dahin Jahre vergehen sollten, wollte ich dies bewerkstelligen! — Sie musste mir treu bleiben — sie konnte mich nie vergessen!

Der arme Seguin! — welches Leben der Hoffnung war in einer Stunde zu Ende gegangen! — er selbst hatte das Opfer mit seinem Blute besiegelt!

Aber ich wollte nicht verzweifeln, selbst wenn ich sein Schicksal zum Vorbilde hatte. Ich wollte das Drama da, wo er geendet, wieder beginnen, der Vorhang sollte sich vor neuen Scenen erheben, und ich wollte die Bühne nicht eher verlassen, als bis ich ein glückliches Ende herbeigeführt, oder, wenn mir dies nicht gelingen sollte, die Entwicklung des Todes oder der Rache herbeigeführt hatte.

Der arme Seguin! kein Wunder, daß er ein Skalpjäger geworden war. Ich begriff jetzt, wie heilig

sein Haß gegen die unbarmherzigen, rothen Männer war. Auch ich hatte die Leidenschaft eingesogen.

Während solche Reflexionen hastig an meinem Geiste vorübergingen — denn die Scene, welche ich beschrieben habe, sowie das Darauffolgende, nahmen nicht viel Zeit in Anspruch — wendete ich meine Augen nach innen, um zu sehen, ob ich in meiner Nische hinlänglich verborgen wäre. Die Wilden konnten es sich in den Kopf setzen, den Stollen zu durchsuchen!

Als ich mich bemühte, das sich nach innen erstreckende Dunkel zu durchdringen, wendeten sich meine Augen auf einen Gegenstand, welcher mich mit einem kalten Schauer zurückbeben ließ. Trotz der Scene, welche ich soeben durchlebt hatte, war dies der Anlaß zu neuer Pein.

Mitten in der Finsterniß konnte ich zwei glänzende, kleine Punkte unterscheiden. Sie funkelten nicht, sondern schimmerten vielmehr in einem ruhigen, grünlichen Glanze; ich wußte, daß es Augen waren!

Ich befand mich mit einem Panther, oder einem noch furchtbareren Gefährten — dem grauen Bär, in der Höhle.

Es war mein erster Antrieb, mich in die Nische, wo ich mich verborgen hatte, zurückzuziehen. Dies that ich, bis mein Rücken an dem Felsen lehnte. Ich dachte nicht an den Versuch, zu entinnen, ich würde dabei aus dem Regen in die Traufe gekommen sein —

denn die Indianer befanden sich immer noch vor der Höhle. Jeder Versuch, mich zurückzuziehen, würde übrigens nur das Thier nachgelockt haben, da es in diesem Augenblicke sich vielleicht so schon zum Sprunge anschickte.

Ich kauerte mich zusammen, und griff in meinen Gürtel nach dem Heft meines Messers. Ich erfaßte dies endlich, zog es heraus, und wartete auf sein Näherkommen.

Während der ganzen Zeit waren meine Augen auf die schimmernden Punkte vor mir geheftet gewesen.

Ich sah, daß seine ebenfalls auf mich geheftet waren, und mich unverwandt fixirten.

Die meinen schienen einen besondern Willen zu besitzen. Ich konnte sie nicht abwenden. Sie wurden von einem entsetzlichen Zauber gefesselt, und ich fühlte, oder bildete mir ein, daß in dem Augenblicke, wo dieser aufhörte, das Thier auf mich einspringen würde.

Ich hatte davon gehört, daß wilde Thiere durch den Blick des menschlichen Auges besiegt würden, und bemühte mich, mein Gegenüber mit Zeichen zu fixiren.

Wir saßen eine Zeitlang da, ohne daß sich einer von uns um einen Zoll breit gerührt hätte.

Ich konnte nichts von dem Körper meines Gegners erblicken, — nichts als die grünen, schimmernden Kreise, welche in Ebenholzringe gefaßt zu sein schienen.

Da sie so lange unbeweglich geblieben waren, vermuthete ich, daß ihr Besizer noch in seinem Lager sei, und seinen Angriff nicht eher machen werde, als bis ihn etwas störe — vielleicht bis die Indianer fort sein würden.

Der Gedanke, daß ich am besten thun würde, mich zu bewaffnen, stieß mir jetzt auf. Ich wußte, daß ein Messer gegen einen grauen Bär nur wenig nützen werde, — mein Pistol stak noch in meinem Gürtel, aber es war leer. Ob mir das Thier erlauben würde, es zu laden? Ich beschloß, einen Versuch zu machen.

Ich ließ meine Augen fortwährend ihr Amt verrichten, fühlte aber dabei nach meinem Pulverhorne, und begann, nachdem ich beide gefunden, zu laden. Ich that dies schweigend und vorsichtig, denn ich wußte, daß diese Thiere im Finstern sehen konnten, und daß in dieser Beziehung mein Gegenüber den Vortheil über mich hatte.

Ich schob das Pulver mit meinem Finger herum, stieß die Kugel darauf, rollte den Cylinder nach der richtigen Kerbe herum, und spannte den Hahn.

Als die Feder knackte, sah ich die Augen sich plötzlich bewegen. Jetzt wird es kommen!

Ich legte mit Gedankenschnelle meinen Finger an den Drücker; ehe ich die Pistole aber noch erheben konnte, hielt mich eine bekannte Stimme zurück.

„Halt ein! zum Teufel mit Euch!“ rief die

Stimme. „Was zum Geier! warum habt Ihr mit nicht gesagt, daß Ihr eine weiße Haut hättet? Ich dachte, daß es ein schleichender Indianer wäre. Wer zum Teufel seid Ihr? Es ist doch nicht Bil Garey?“

„Nein, Billie,“ sagte ich, mich von meiner Uebersaschung erholend, „es ist nicht Bil.“

„Das hätte ich rathen können. Bil würde die Augen dieses Nigger eben so bald erkannt haben, wie ich die seinen. Ach, der arme Bil! ich fürchte, daß der Trapper aufgerieben ist, und von seiner Sorte giebt es nicht viel in den Bergen, nein, nein, die giebt es nicht!“

„Verdammiß!“ fuhr die Stimme mit wildem Nachdruck fort, „das kommt davon, wenn man die Büchse zurückläßt; wenn ich den Bauchreißer hätte, würde ich mich nicht hier versteckt halten, wie ein aufgeschuchtes Dpossum. Aber sie ist fort, die kleine Büchse — fort — und die Stute dazu! — und hier bin ich ohne Thier und Waffen! Verdammiß!“

Die letzten Worte wurden mit einem zornigen Zischen ausgestoßen, welches durch alle Theile der Höhle widerhallte.

„Ihr seid der junge Bursche — der Freund des Capitains?“ fragte er mit plötzlich verändertem Tone.

„Ja,“ antwortete ich.

„Ich habe Euch nicht hereinkommen sehen, sonst würde ich Euch vielleicht früher angesprochen haben.“

Ich habe einen tüchtigen Hieb über meinen Arm bekommen, und verband ihn gerade, als Ihr dort hereinstürztet. Wofür habt Ihr dieses Kind gehalten?“

„Ich habe Euch nicht für einen Menschen gehalten, ich dachte, Ihr wäret ein grauer Bär.“

„Ha ha ha! hi hi hi! das dachte ich mir, als ich Eure Pistole knacken hörte! hi hi hi! Wenn ich aber Garey je wieder sehe, so werde ich den Nigger zum Lachen bringen, bis ihm der Bauch weh thut. Den alten Kube für einen grauen Bär! Wenn das nicht —! hi hi hi! ho ho ho!“

Und der alte Trapper lachte über diese Idee, als ob er soeben die unterhaltendste Scene angesehen habe, und auf hundert Meilen Entfernung kein Feind vorhanden wäre.

„Habt Ihr etwas von Seguin gesehen?“ fragte ich, mit dem Wunsche, zu hören, ob vielleicht mein Freund noch lebe.

„Ob ich ihn gesehen habe? ja, wahrhaftig — und es war ein Anblick! — Habt Ihr je einen Panther heranspringend gesehen?“

„Ich glaube, ja!“

„Nun, das war er! er war im Hause, als es fiel, ich auch, aber nachher nicht lange mehr. Ich kroch zu der Thür hinaus, und gerade in dem Augenblicke sah ich den Capitain im Handgemenge mit dem Indianer. Aber es dauerte nicht lange; der Capitain gab ihm einen

Stoß zwischen die Rippen, und der Nigger ging unter — das that er!“

„Aber was wißt Ihr weiter von Seguin? habt Ihr ihn später gesehen?“

„Ob ich ihn später gesehen habe? nein, das habe ich nicht.“

„Ich fürchte, daß er getödtet ist.“

„Das ist nicht wahrscheinlich, junger Bursche. Er kennt diese Gegend besser, als wir Alle, und muß wissen, wo er sich verstecken kann. Ich bin überzeugt, daß er das gethan hat.“

„Ja, wenn er es wollte,“ sagte ich, in dem Gedanken, daß Seguin den Gefangenen gefolgt sein, und sein Leben rücksichtslos auf's Spiel gesetzt haben könne.

„Habt darum keine Furcht, junger Bursche, der Capitain wird seine Faust in kein Bienenneß stecken, wenn kein Honig darin ist — er thut das nicht!“

„Aber wohin kann er gegangen sein, wenn Ihr ihn nicht später gesehen habt?“

„Wohin er gegangen sein kann? er hätte fünfzig Wege durch's Gebirge einschlagen können. Ich habe nicht daran gedacht, ihm nachzuschauen. Er ließ den Indianer liegen, ohne den Skalp abzuziehen. Ich bückte mich also, um ihn zu nehmen, und als ich wieder aufstand, war er nicht mehr da. Der Indianer war aber noch dabei. Gott! der Indianer ist einen Kürbis werth! — das ist er!“

„Welchen Indianer meint Ihr?“

„Den, der am Rio del Norte zu uns stieß, den Coco.“

„El Sol! — wie steht's mit ihm, ist er getödtet?“

„Nun, ich glaube, daß er nicht todt ist, und es auch nicht sein kann — das ist die Meinung dieses Kindes davon. Er kam unter dem Rancho hervor, nachdem er zusammengestürzt war, und seine schöne Kleidung sah noch eben so neu aus, als wäre sie gerade erst aus der Puschachtel gezogen worden. Es waren Zwei gegen ihn, und meiner Seel! wie er sie bekämpfte! Ich machte mich an den einen von hinten heran, und gab ihm eins in die Feistrippen; aber die Art, wie er dem Andern ein Ende machte, war eine Warnung für alle armen Sünder! Es war der hübscheste Hieb, den ich je in diesen Bergen erblickt, und ich rechne, daß ich eine hübsche Menge davon gesehen habe.“

„Wie war es?“

„Ihr wißt, daß der Indianer — d. h. der Coco — mit einem Beile kämpft?“

„Ja!“

„Nun wohl, das ist eine verzweifelte Waffe für diejenigen, welche sie zu gebrauchen verstehen, und er thut es, der Indianer thut es. Der Andere hatte auch ein Beil, aber er behielt es nicht lange. Es wurde

ihm in der Minute aus den Händen geschlagen, und dann führte der Coco von oben einen Hieb, und wagh! es war ein Schlag, wenn es auch nichts Anderes war. Er spaltete dem Nigger damit den Kopf bis an die Schultern. Er war in zwei Hälften getheilt, als wäre er mit einem Zimmermannsbeile zerhauen worden. Wenn Ihr das Ungeziefer gesehen hättet, als es zu Boden stürzte, so würdet Ihr gedacht haben, daß es einen Doppelkopf habe. In diesem Augenblick sah ich aber die Indianer auf beiden Seiten der Klippe herabkommen, und da ich weder ein Thier, noch eine andere Waffe hatte, als dieses Messer, so setzte sich dieses Kind in den Kopf, daß es nicht sicher sei, sich länger dort aufzuhalten, und versteckte sich. — Das that es. —“

Viertes Kapitel.

Herausgedämpft.

Unser Gespräch war mit leisem Tone geführt worden, denn die Indianer befanden sich immer noch vor der Höhle. Es waren mehrere andere herbeigekommen, und sie untersuchten den Schädel des Canadiers mit derselben Miene der Neugier und Verwunderung, welche ihre Kameraden gezeigt hatten.

Kube und ich beobachteten sie eine Zeitlang schweigend.

Der Trapper war mir näher gekommen, um heraussehen und sich mit mir unterhalten zu können.

Ich besorgte immer noch, daß die Wilden die Höhle durchsuchen würden.

„Es ist nicht wahrscheinlich,“ sagte mein Gefährte. „Sie würden es vielleicht thun, wenn nicht so viel solcher Höhlen hier wären; seht Ihr nicht? Es sind

auf der anderen Seite mehr, als hundert, und die meisten von den Leuten, die davon gekommen sind, haben sich weiter hinab gemacht. Ich denke, daß die Indianer das gesehen haben und uns nicht stören — Je — sus! — wenn das nicht der verdammte Hund ist!“

Ich verstand die Bedeutung des furchtbaren Nachdruckes, womit die letzten Worte ausgesprochen wurden, nur zu gut. Meine Augen waren gleichzeitig mit denen des Sprechers auf Alp gefallen. Er lief vor der Höhle hin und her — ich sah auf den ersten Blick, daß er mich suchte.

Im nächsten Augenblick war er auf die Fährte gekommen, wo ich mich durch die Cactuspflanzen gewunden hatte — und eilte auf die Höhle zu!

Als er den Körper des Canadiers, welcher direct auf seinem Wege lag, erreichte, blieb er einen Augenblick stehen und schien ihn zu untersuchen. Hierauf ging er mit einem kurzen Klaffen zu dem des Doctors, wo er eine ähnliche Demonstration machte. Er lief mehrmals von dem Einen zum Andern, verließ sie aber endlich und verschwand, mit der Nase auf dem Boden, aus unsern Augen.

Seine sonderbaren Bewegungen hatten die Aufmerksamkeit der Wilden erregt und sie beobachteten ihn sämmtlich.

Mein Gefährte und ich begannen zu hoffen, daß

er mich verloren habe, aber er schien zu unserm Schrecken zum zweiten Male auf demselben Wege heranzukommen.

Dies Mal sprang er über die Körper und sprang im nächsten Augenblick über die Mündung der Höhle.

Ein Geschrei von außen verkündete uns, daß wir verloren waren.

Wir bemühten uns, den Hund wieder herauszutreiben, und es gelang uns, nachdem ihn Kube mit seinem Messer verwundet hatte. Über das Benehmen des Hundes vor der Höhle und die Wunde selbst, überzeugte unsere Feinde, daß sich Jemand in dem Stolten befand.

Nach wenigen Secunden wurde der Eingang von einer Menge schreiender und jubelnder Wilden verdunkelt.

„Nun zeigt Eure Schießkunst, junger Bursche,“ sagte mein Gefährte, „es ist die neue Pistolenart, die Ihr habt. Ladet jeden Lauf.“

„Werde ich Zeit genug haben, um sie zu laden?“

„D, hinlängliche Zeit! Sie werden nicht ohne Licht herankommen. Sie werden nach dem Hause gehen, um eine Fackel zu holen. Schnell! schlagt das Futter hinein!“

Ich erfaßte, ohne ihm zu antworten, mein Pulverhorn und lud die übrigen fünf Läufe des Revolvers. Ich hatte es kaum gethan, als einer von den Indianern

mit einem flammenden Holzscheite vor der Höhle erschien, und gebückt in ihre Mündung treten wollte.

„Jetzt ist es Zeit,“ rief Kube; „langt den verdammten Nigger aus seinen Stiefeln! werft ihn nieder!“

Ich feuerte; der Wilde ließ die Fackel sinken und stürzte todt darüber.

Ein zorniges Geschrei von außen folgte dem Knalle und die Indianer verschwanden vor der Höhle. Kurz darauf sah man einen Arm herein reichen und die Leiche wurde aus dem Eingange gezogen.

„Was meint Ihr, daß sie nun thun werden?“ fragte ich meinen Gefährten.

„Ich kann es bis jetzt noch nicht recht sagen, aber ich denke, daß sie dieses Spieles müde sind. Ladet den Lauf von Neuem. Ich glaube, daß wir Einige von ihnen tödten werden, ehe wir nachgeben müssen; Verdammniß! Wenn ich nur meinen kleinen Bauchreißer hier hätte! Ihr habt sechs Schüsse, nicht wahr? Gut, Ihr müßt die Höhle mit ihren Lehren vollstopfen, ehe sie uns erreichen. Es ist eine großartige Waffe, das läßt sich nicht läugnen. Ich habe sie von dem Capitain gebrauchen sehen. Gott, wie er auf die Nigger in dem Hause gefeuert hat! es sind nicht mehr viel von ihnen auf den Beinen geblieben. Ladet sicher, junger Bursche, Ihr habt Zeit genug; sie wissen, was Ihr da habt.“

Während dieses Gesprächs zeigte sich keiner von

den Indianern, aber wir konnten sie draußen auf beiden Seiten des Schachtes sprechen hören. Wir wußten, daß sie sich über den besten Plan beriethen, um zu uns zu gelangen.

Wie Rube gesagt hatte, schienen sie zu wissen, daß der Schuß von einem Revolver gekommen war. Ohne Zweifel hatten ihnen Einige von den im letzten Kampfe Uebriggebliebenen gesagt, welch' furchtbare Verwüstung unsere Pistolen unter ihnen angerichtet hatten, und sie fürchteten, ihnen entgegenzutreten.

„Welches andere Verfahren werden sie befolgen? uns aushungern?“

„Vielleicht,“ sagte Rube auf meine Frage, „und sie können es, wenn sie es versuchen. Wir haben hier nicht viel Lebensmittel, wenn wir nicht etwa Steine kauen. Aber es giebt noch eine andere Weise, wenn sie den Verstand haben, sie zu befolgen, die uns eher herausbekommen wird, als das Verhungern. — Hölle!“ rief er nachdrücklich, „sie werden uns herausdämpfen! — schaut dorthin!“

Ich blickte hinaus. In einiger Entfernung sah ich mehrere Indianer mit großen Reißigbündeln auf die Höhle zukommen.

Ihre Absicht war unverkennbar.

„Aber können sie es thun?“ fragte ich, im Zweifel an die Möglichkeit, daß unsere Feinde im Stande

sein würden, ihre Absicht auf diese Weise auszuführen.

— „Können wir den Rauch nicht ertragen?“

„Ihn ertragen? Ihr Grünschnabel! Mein Bursche, wißt Ihr, was für eine Art von verdammtem Gebüsch sie dort haben?“

„Nun, was ist es?“

„Nun, es ist die Stinkpflanze, das stinkigste Kraut, das ich je gerochen habe. Der Rauch davon würde ein Stinkthier aus einem Persimonstamme bringen. Ich will Euch etwas sagen, junger Bursche: wir werden entweder hinausgedämpft, oder erstickt, wo wir sind, und dieses Kind hat nicht länger, wie dreißig Jahr, die Indianer bekämpft, um auf diese Weise unterzugehen. Wenn es am schlimmsten kommt, so werde ich herausstürmen, — das werde ich thun.“

„Aber wie,“ fragte ich hastig, „wie sollen wir uns dann benehmen?“

„Wie? — Ihr habt doch Muth, nicht wahr?“

„Ich bin bereit, bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen!“

„Nun, ich will Euch sagen, was das Einzige ist. Wenn der Rauch aufsteigt, so daß sie uns nicht kommen sehen können, wollen wir unter sie hinausstürmen. Ihr habt das Pistol und könnt zuerst gehen. Schießt jeden verdammten Nigger, der Euch ansaßt, nieder, und lauft, wie die Hölle. Ich werde Euch dicht auf

dem Fuße folgen. Wenn wir einmal durch sie gelangt sind, werden wir vielleicht im Stande sein, durch das Gebüsch zu entinnen, um unter ihm nach den großen Höhlen auf der andern Seite zu kriechen; die stehen mit einander in Verbindung und dort können wir ihnen ausweichen. Ha, ha! sie werden den Skalp des alten Kube noch nicht erhalten — sie werden es nicht, hi hi hi!“

Ich wendete mich nach ihm um, er lachte wirklich über diesen unzeitigen Scherz; es war entsetzlich, ihn zu hören.

Mehrere Arme voll Buschwerk wurden jetzt in die Mündung der Höhle geworfen; ich sah, daß es die stinkende Creosotpflanze — der Ideodondo war.

Sie wurde angezündet und sendete einen dicken, schwarzen Rauch in die Höhe, und der von außen her eingetriebene, stinkende Dampf begann unsere Nasenlöcher und Lungen zu erreichen und verursachte fast augenblicklich ein Gefühl der Uebelkeit und des Erstickens. Ich hätte ihn nicht lange ertragen können. Ich erwartete nicht, um zu sehen, wie lange, denn in diesem Augenblicke hörte ich Kube rufen. —

„Jetzt ist die rechte Zeit, junger Bursche; heraus, und gebt ihnen die Hölle!“

Ich erfaßte mit einem Gefühl verzweifelter Entschlossenheit mein Pistol und stürzte über das rauchende

Buschwerk vorwärts. Ich hörte ein wildes betäubendes
Geschrei — ich sah eine Menge von Männern — von
Dámonen. Ich erblickte schwere Tomahawks und
rothe Messer — sie wurden erhoben, und —
.



Fünftes Kapitel.

Eine neue Art des Reitens.

Als mein Bewußtsein zurückkehrte, fand ich, daß ich auf dem Boden lag, und mein Hund, die unschuldige Ursache meiner Gefangenschaft, — mein Gesicht beleckte. Ich konnte nicht lange besinnungslos gewesen sein, denn die Wilden gesticulirten immer noch heftig um mich. Einer von ihnen drängte sie zurück — ich erkannte ihn; es war Dacoma!

Der Häuptling hielt eine Rede, welche die Krieger zu beruhigen schien. Ich konnte nicht unterscheiden, was er sagte, hörte ihn aber deutlich das Wort *Quegal-coatel* aussprechen. Ich wußte, daß das der Name ihres Gottes sei, begriff aber zu jener Zeit nicht, was die Schonung meines Lebens mit ihm zu thun haben könne.

Ich dachte, daß mich Tacoma aus einem Gefühle des Mitleids oder der Dankbarkeit beschütze. Ich bemühte mich, mich zu erinnern, ob ich ihm während seiner Gefangenschaft besondere Güte erwiesen habe. Ich hatte mich in den Begriffen dieses Wilden aber traurig getäuscht.

Mein Kopf war wund. Hatten sie mich skalpirt? Ich bewegte, von diesem Gedanken bewegt, die Hand und strich über meinen Wirbel. Nein, meine braunen Locken waren noch da, aber über meinen Hinterkopf ging ein tiefer Hieb, — der Einschnitt eines Tomahawks. Ich war, als ich herauskam, von hinten zu Boden geschlagen worden, ehe ich noch eine einzige Kugel abfeuern konnte.

Wo war Kube? ich erhob mich ein wenig und blickte mich um; er war nirgends zu sehen. War er, seiner Absicht gemäß, entkommen? nein, es würde unmöglich gewesen sein, sich, nur mit einem Messer bewaffnet, durch so Viele den Weg zu kämpfen. Ueberdies bemerkte ich keine Bewegung unter den Wilden, als ob ihnen ein Feind entkommen wäre. Wo konnte er sein? Ja, jetzt begriff ich Kube's Scherz in Bezug auf seinen Skalp in seiner gehörigen Bedeutung. Es war kein Doppelsinn, sondern ein Ausdruck von dreifacher Bedeutung.

Der Trapper war, statt mir zu folgen, ruhig in seiner Höhle geblieben, von wo er ohne Zweifel mich —

seinen Sündenbock — beobachtete und über sein eigenes Entrinnen lachte.

Die Indianer, welche sich nicht träumen ließen, daß wir unserer Zwei in der Höhle gewesen sein könnten, und überzeugt waren, daß sie jetzt leer sei, machten keine weiteren Versuche, sie auszudämpfen.

Ich behielt nicht viel Zeit, mich zu besinnen. Zwei von den Wilden erfaßten mich bei den Armen und schleppten mich nach der noch lodernnden Ruine. O Gott, hatte mich Tacoma deshalb von ihren Tomahawks gerettet? zu dieser grausamsten aller Todesarten?

Sie banden mir Hände und Füße, mehrere Andere um mich her wurden der gleichen Behandlung unterworfen. Ich erkannte Sanchez, den Stierkämpfer und den rothhaarigen Irländer. Die Uebrigen waren drei andere Mitglieder von der Schaar, deren Namen ich nie gehört hatte.

Wir befanden uns auf einem offenen Raume vor dem brennenden Rancho. Wir konnten Alles, was um uns vorging, sehen. Die Indianer räumten die verfaulten und herabgestürzten Balken hinweg, um zu den Körpern ihrer Freunde zu gelangen. Ich beobachtete ihr Verfahren mit geringerem Interesse, da ich jetzt wußte, daß sich Seguin nicht da befand.

Es war ein entsetzliches Schauspiel; als der Schutt hinweggeräumt und der Boden der Ruine sichtbar

wurde. Mehr als ein Duzend Leichen lagen halb geröstet da. Ihre Kleider waren hinweggebrannt, aber an den Theilen, welche noch vom Feuer unversehrt geblieben waren, konnten wir leicht erkennen, zu welcher Partei sie gehört hatten. Die meisten von ihnen waren Navajos. Auch die Körper von Jägern lagen in ihren glimmenden Hemden da. Ich dachte an Garey, aber so weit ich es beurtheilen konnte, befand er sich nicht darunter. Die Indianer fanden keinen Skalp zum Abziehen, das Feuer war ihnen zuvorgekommen und hatte kein Haar auf dem Kopfe ihrer todtten Feinde gelassen.

Dem Anscheine nach darüber ärgerlich, hoben sie die Leichen der todtten Jäger auf und schleuderten sie wieder in die noch von den zusammengehäuften Balken auflodernde Flamme. Sie sammelten die in der Asche liegenden Messer, Pistolen, Tomahawks und trugen die Ueberbleibsel ihrer Stammgenossen aus der Ruine und legten sie vor derselben nieder. Hierauf stellten sie sich im Kreise um sie und sangen mit lauter Stimme einen Nachechor.

Wir lagen unterdessen an der Stelle, wohin wir geworfen worden waren, von einem Duzend Wilden bewacht, da.

Endlich wurden sechs Maulthiere herbeigebracht und wir auf eine neue Weise daraufgesetzt. Zuerst hob man uns rittlings und mit dem Schweife zugekehrten Ge-

sichtern auf den nackten Rücken. Unsere Füße wurden darauf unter die Häufe der Thiere gezogen, wo man unsere Knöchel fest zusammenband. Dann wurden wir gezwungen, die Körper niederzubeugen, bis wir auf dem Rücken der Maulthiere lagen und unser Kinn auf dem Hintertheile ruhte. In dieser Stellung wurden unsere Arme herabgezogen, bis unsere Hände unten zusammenkamen, wo sie fest an den Handgelenken verknüpft wurden.

Die Attitüde war eine peinliche, und um ihre Schmerzlichkeit noch zu erhöhen, stießen die nicht an eine solche Bepackung gewöhnten Maulthiere, zur großen Ergöcklichkeit unserer Feinde, bald mit den Hinterfüßen aus, bald bäumten sie sich.

Dieses grausame Spiel wurde selbst, nachdem die Maulthiere dessen müde geworden waren, fortgesetzt, indem die Wilden die Thiere mit ihren Pfeilen stachelten und ihnen Cactuszweige unter die Schweife legten. Als es zu Ende ging, waren wir ohnmächtig.

Unsere Feinde theilten sich jetzt in zwei Schaaren und gingen auf den entgegengesetzten Seiten der Barranca hinauf. Die eine ging mit den mexicanischen Gefangenen, den Mädchen und Kindern des Stammes. Die größere Abtheilung, unter Dacoma, der jetzt der oberste Häuptling war, — der andere war im Kriege getödtet worden — bewachte uns.

Wir wurden an der Seite, wo sich die Quelle be-

sand, hinaufgeschafft, und man machte am Wasser Halt. Wir wurden von den Maulthieren genommen und fest an einander gebunden, wobei uns unsere Hüter unablässig bis zum Morgen bewachten. Dann wurden wir wieder, wie vorher, aufgepackt und westlich über die Prairie geschafft.

Sechstes Kapitel.

Eine feste Farbe.

Nach einer viertägigen Reise, die mir selbst in der Erinnerung peinlich ist, gelangten wir wieder in das Navajothal. Die anderen Gefangenen waren mit der Cavallada vor uns angekommen, und wir sahen das geraubte Vieh, über die Ebenen verstreut, weiden.

Als wir uns der Stadt näherten, kamen uns eine Menge von Weibern und Kindern — weit mehr, als wir bei unserm frühern Besuche gesehen hatten, entgegen. Dies waren Gäste, welche von den weiter nördlich liegenden Navajodörfern gekommen waren, um Zeuge der triumphirenden Rückkehr der Krieger zu werden und an dem großen Schmauße Theil zu nehmen, welcher stets einem glücklichen Beutezuge folgt.

Ich bemerkte unter ihnen viele weiße Gesichter,

mit Zügen, wie sie der spanischen Race angehören. Sie waren Gefangene gewesen, jetzt aber die Weiber von Kriegern. Sie trugen dieselbe Kleidung, wie die Uebrigen, und schienen an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Sie waren, gleich der Tochter Seguins, indianisirt worden.

Wir wurden durch die Straßen nach dem westlichen Ende der Stadt geführt. Die Menge folgte uns unter den Rufen des Triumphes, Hasses und der Neugier.

Etwa hundert Schritt von den Häusern entfernt, und dicht am Ufer des Flusses, machten unsere Wächter Halt. —

Ich hatte, als wir durch die Stadt kamen, so gut, als es meine unbehilfliche Lage gestattete, das Auge nach allen Seiten gewendet.

Ich konnte von ihr und den andern weiblichen Gefangenen nichts sehen. Wo mochten sie sein? vielleicht im Tempel?

Wir wurden losgeknüpft und herabgenommen. Wir freuten uns über die Erlösung aus unserer peinlichen Lage, in der wir den ganzen Weg gemacht hatten, wir wünschten uns Glück dazu, jetzt wieder aufrecht sitzen zu können.

Unsere Selbstbeglückwünschungen dauerten aber nur kurze Zeit. Wir fanden bald, daß wir aus dem Regen in die Traufe gekommen waren.

Wir wurden bloß gewendet — bisher hatten wir auf dem Leibe gelegen, — jetzt sollten wir auf den Rücken gelegt werden.

Nach einigen Augenblicken war die Veränderung bewerkstelligt, wobei uns unsere Peiniger so ohne alle Umstände behandelten, als ob wir leblose Dinge gewesen wären.

Wir wurden auf dem Rücken auf dem grünen Rasen ausgestreckt. Um einen Jeden trieb man vier Pfähle in Form eines Parallelograms in die Erde, und unsere Arme und Beine wurden, so weit als möglich, ausgestreckt und Rieme von rohem Leder um Hände und Füße geschlungen. Diese wurden um die Pfähle geschlungen und so fest angezogen, daß unsere Gelenke von der grausamen Streckung knackten. So lagen wir mit emporgestreckten Gesichtern da, wie zum Trocknen an der Sonne ausgespannte Häute.

Unsere Lage und Befestigungsweise gestattete uns, kein Glied zu bewegen. Das Einzige, worüber wir einige Herrschaft besaßen, war der Kopf und diesen konnten wir — Dank der Biegsamkeit unseres Halses — so umhertwenden, daß wir sahen, was vor uns oder neben uns geschah.

Die indianischen Wächter verließen uns, nachdem sie den größten Theil unserer Kleidungsstücke von unserm Körper gerissen hatten, und die Mädchen und Equaws begannen sich jetzt um mich zu drehen. Ich bemerkte,

daß die um mich Versammelten einen dichten Kreis um den Irländer bildeten. Mir fielen ihre komischen Gebärden, ihre seltsamen Rufe und der verblüffte Ausdruck ihrer Gesichter auf.

„Te — jah! te — jah!“ riefen sie und die ganze Gruppe brach in ein kreischendes Gelächter aus.

Was konnte es bedeuten? Barney war offenbar der Gegenstand ihrer Hartnäckigkeit; aber was konnte dieselbe bei ihm stärker erregen, als bei einem von uns Andern?

Ich erhob den Kopf, um es zu ermitteln. Das Räthsel war sofort gelöst. Der eine von den Indianern hatte beim Fortgehen die Mütze des Irländers mitgenommen und der rothe Kopf war den Blicken Aller sichtbar. Er lag zu meinen Füßen, wie eine Lichtkugel, und ich sah, daß er der Gegenstand der Unterhaltung war.

Allmählig kamen die Squaws näher, bis sie sich in einer dichten Reihe um den Körper unseres Kameraden versammelt hatten. Endlich bückte sich eine von ihnen, berührte den Kopf und zog die Finger wieder mit einer erschreckten Bewegung zurück, als ob sie dieselben verbrannt habe.

Dies verursachte ein neues Gelächter und bald drängten und stießen sich alle Frauen der Stadt um den Irländer, um sich ihn genauer zu betrachten.

Wir Uebrigen wurden nur insofern beachtet, als

man mit den Füßen auf uns herumtrat, und ein halbes Duzend großer, schwerer Squaws stand auf meinen Beinen, um besser über die Schultern der Andern sehen zu können.

Da die Aussicht durch keinen großen Vorrath von Röcken gehemmt wurde, konnte ich immer noch den Kopf des Irländers, wie ein glänzendes Meteor, durch den Knöchelwald schimmern sehen!

Nach einiger Zeit wurden die Squaws in ihren Berührungen weniger zart, erfaßten die kurzen, steifen Borsten und versuchten, sie unter kreischendem Gelächter auszuführen.

Unser Kamerad trug eine Zeit lang den Schmerz in schweigender Geduld, endlich aber wurde die Sache selbst für ihn zu peinlich und er begann zu sprechen.

„Arrah! Ihr Mädchen,“ sagte er, mit gutmüthiger Bitte, „wollt Ihr nicht Ruhe halten? habt Ihr noch nie rothe Haare gesehen?“

Als die Squaws diese Worte hörten, die sie natürlich nicht verstanden, zeigten sie nur im lauten Gelächter ihre Zähne.

„Wahrhaftig, wenn ich Euch bei der alten Bucht von Cork auf dem Rasen hätte, so könnte ich Euch so viel zeigen, als Euch auf lebenslang zufriedenstellen würde. Arrah!“ fuhr er fort, „bei meiner Seele, Ihr trampelt mir die Behen von den Füßen! ach! rupft mich nicht!

heilige Mutter! wollt Ihr mich nicht loslassen? der Teufel hole Euch, Ihr Hundebande —“

Der Ton, worin D'Ork diese letzten Worte sprach, bewiesen, daß er endlich seinen Gleichmuth verloren hatte; aber dies vermehrte nur den Eifer seiner Quälrinnen noch mehr und ihre Lustigkeit überstieg jetzt alle Grenzen. Sie rupften ihn stärker, als je, indem sie dabei so schrien, daß ich trotzdem, daß er fortfuhr zu schelten, nur von Zeit zu Zeit noch Ausrufe hören konnte, wie: „Heiliger Moses! — Pest und Fieber! — Mord und Tod! — Jesus, mein Retter!“

Diese Scene dauerte mehrere Minuten lang und dann trat plötzlich eine Pause und eine Berathung unter den Squaws ein, welche uns verkündete, daß sie auf irgend einen Plan fannen.

Mehrere Mädchen wurden nach den Häusern gesendet, und diese kehrten bald mit einem Topfe und einem zweiten Gefäße von kleinern Dimensionen zurück. Was mochten sie damit beabsichtigen? Wir erfuhren es bald.

Der Topf wurde mit Wasser aus dem nahen Flusse gefüllt und herbeigebracht und das kleinere Gefäß neben Barney's Kopf niedergesetzt.

Wir sahen, daß es die Yucaseife der Nordamerica-ner enthielt — sie wollten die rothe Farbe auswaschen!

Die Handfesseln des Irländers wurden jetzt locker gemacht, so daß er aufrecht sitzen konnte, und sie legten

ihm eine reichliche Schicht der weichen Seife auf den Kopf, so daß sein Haar völlig bedeckt war. Ein Paar muskulöse Squaws nahmen ihn darauf an den Schultern, brachten mit Bündeln von Rindenfasern das Wasser darauf und scheuerten es kräftig ein.

Dies schien Barney keineswegs angenehm zu sein und er bückte den Kopf von allen Seiten, um der Scheuerung auszuweichen. Dies nützte ihm aber nichts. Eine von den Squaws ergriff den Kopf mit ihren Händen und hielt ihn fest, während die andere von Neuem daran ging und stärker als je rieb.

Die Indianer schrien und tanzten umher; mitten darunter konnte man aber Barney niesen und mit erstickter Stimme schreien hören:

„Heilige Mutter — hazi! — hi — Ihr könnt reifen! — Hi — hi — bis die Haut abgeht — hshi — hshi — und es wird nicht — tshi — herauskommen. Ich sage Euch — hi — es liegt in der Masse — hi — hi — es kommt nicht heraus — hazi! — meiner Seele! es thut es nicht — hazi — hi — hi!“

Aber die Vorstellungen des armen Burschen waren vergebens. Das Scheuern dauerte unter neuen Auflagen von Yuca zehn Minuten, oder noch länger, fort, und dann wurde die große Olla erhoben und ihr Inhalt ihm über Kopf und Schultern gegossen.

Man denke sich das Erstaunen der Weiber, als die rothe Farbe, anstatt verändert worden zu sein, nur

wo möglich noch lebhafter, als früher, zum Vorschein gekommen war.

Ein zweiter Topf voll Wasser wurde herbeigeholt und über die Ohren des Irländers gegossen, aber mit nicht besserer Wirkung.

Barney hatte seit langer Zeit — wenigstens so lange, seit er aus den Händen des Regimentsbarbiers gekommen war, keine solche Wäsche gehabt.

Als die Squaws sahen, daß trotz aller ihrer Anstrengungen die Farbe immer noch festhielt, standen sie von ihren Bemühungen ab. Unser Kamerad wurde abermals niedergepflöckt.

Sein Bett war nicht mehr so trocken, wie vorher; denn das Wasser hatte den Boden um uns her durchdrungen und wir lagen im Schlamm.

Aber dies war mit vielen andern, welche wir erdulden mußten, nur ein geringes Uergerniß.

Die indianischen Frauen und Kinder blieben lange Zeit um uns gedrängt und untersuchten der Reihe nach aufmerksam den Kopf unsers Kameraden; auch uns wurde ein Theil ihrer Aufmerksamkeit zugewendet; aber D'Cork war der „Elephant“.

Sie hatten dem unsern ähnliches Haar oftmals bei ihren mexicanischen Gefangenen gesehen; aber ohne Zweifel war der Barney's der erste rothe Schädel, welcher je in dem Thale der Navajos gekraht worden war.

Endlich brach die Dunkelheit ein und die Squaws kehrten nach der Stadt zurück, während wir unter der Obhut der Wachen zurückblieben, welche die ganze Nacht über, ohne ein Auge zu schließen, neben uns saßen.

Siebentes Kapitel.

Die Indianer werden in Erstaunen gesetzt.

Bis jetzt hatten wir noch nichts von dem Schicksale, wozu wir bestimmt waren, gehört; aber nach Altem, was wir von diesen Wilden je vernommen, sowie nach dem, was wir aus der eigenen Erfahrung über sie wußten, erwarteten wir, daß es ohne Zweifel ein grausames sein werde.

Sanchez, welcher ihre Sprache einigermaßen verstand, ließ uns aber nicht an dem Resultate zweifeln. Er hatte aus dem Gespräche der Weiber entnommen, was uns bevorstand. Nachdem dieselben fortgegangen waren, theilte er uns das Programm, sowie er es gehört hatte, mit.

„Morgen,“ sagte er; „werden sie die Mamanchia, den großen Tanz Moctezumas tanzen. Dies ist ein Fest unter den Mädchen und Weibern. Den fol-

genden Tag wird ein großes Turnier stattfinden, in welchem die Krieger ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen, Ringen und in Reiterkünsten zeigen werden. Wenn sie mich daran Theil nehmen ließen, so würde ich ihnen etwas ihnen Neues zeigen können.“

Sanchez war nicht bloß ein tüchtiger Torero, sondern hatte auch seine früheren Jahre im Circus verlebt und war, wie wir Alle wußten, ein ausgezeichnete Reiter.

„Den dritten Tag,“ fuhr er fort, „sollen wir den „Keulenlauf“ machen, wenn Ihr wißt, was das ist!“

Wir hatten Alle schon davon gehört.

„Und am vierten —“

„Nun, am vierten?“

„Werden sie uns braten!“

Wir würden von dieser plötzlichen Mittheilung mehr erschreckt worden sein, wenn die Idee für uns eine neue gewesen wäre. Dies war sie aber nicht. Die Wahrscheinlichkeit eines solchen Endes hatte seit unserer Gefangennahme stets in unsern Gedanken obgewaltet. Wir wußten, daß sie uns an dem Bergwerke nicht deshalb verschont hatten, um uns einem leichteren Tode preiszugeben, und es war uns überdies bekannt, daß diese Wilden niemals Männer zu Gefangenen machen, um sie am Leben zu lassen.

Rube bildete eine Ausnahme; aber seine Geschichte

war eine eigenthümliche, und er entging ihnen nur durch seine unvergleichliche Schlaueit.

„Ihr Gott,“ fuhr Sanchez fort, „ist derselbe, wie der der mexicanischen Azteken, denn diese Leute sind, wie man annimmt, von demselben Geschlechte. Ich weiß nichts davon, obgleich ich die Leute darüber habe sprechen hören. Er wird mit einem vertauselt schweren Namen bezeichnet. — Carrai!“

„Guegalcoatl.“

„Cabal! das ist das Wort; — pues, Señores, er ist ein Feuergott und liebt das Menschenfleisch. Es heißt, daß es ihm gebraten am liebsten sei. Dies ist die Verwendung, welche man von uns machen wird. Sie werden uns braten, um ihm und zugleich sich selbst einen Gefallen zu thun; dos pajaros al un golpe (zwei Fliegen mit einer Klatzche).“

Daß dies unser Schicksal sein sollte, war nicht mehr wahrscheinlich, sondern gewiß, und wir schiefen in der Kenntniß davon/so gut wir konnten, ein.

Am Morgen ging es unter den Indianern an ein Puken und Bemalen. Hierauf begann das Tanzen des Mamanchic-Tanzes.

Diese Ceremonie fand auf der Prairie in einiger Entfernung vom Tempel und vor demselben statt.

Als sie beginnen sollte, wurden wir aufgehoben und an den Ort geschleppt, damit wir von der Herrlichkeit der Nation Zeuge werden möchten.

Wir waren jedoch immer noch gebunden, aber man gestattete uns jetzt, aufrecht zu sitzen. Dies war eine Erleichterung, und wir fanden an der Veränderung unserer Postur einen weit größern Genuß, als an dem Schauspieler selbst.

Ich könnte den Tanz nicht beschreiben, selbst wenn ich ihn beobachtet hätte, was nicht der Fall war. Wie Sanchez gesagt hatte, wurde er nur von den Weibern des Stammes ausgeführt. Prozeffionen von ihnen, bunt und phantastisch gekleidet, Mädchen mit Blumen-Quirlenden kreisften und sprangen in einer Menge verschiedenartiger Figuren. Auf einem hohen Gerüste stellte ein Krieger und eine Jungfrau Moctezuma und seine Königin dar und um diese tanzten und sangen die Mädchen. Die Ceremonie endete damit, daß die Tänzerinnen vor ihnen in einem großen Halbkreise niederknieten. Ich sah, daß die auf dem Throne Befindlichen Dacoma und Udele waren. Es schien mir, als ob das Mädchen traurig aussähe.

„Armer Seguin,“ dachte ich, „jetzt ist Keiner mehr, der sie beschützen könnte! Selbst der falsche Vater — der Medizinhauptling — würde vielleicht ihr Freund gewesen sein; auch er ist nicht mehr vorhanden und —“

Aber ich ließ mir von dem Gedanken an sie nicht viel Zeit wegnehmen. Ich war von einer weit peinlicheren Besorgniß erfüllt; mein Geist hatte sowohl, wie mein Auge, während der Ceremonie auf dem Tempel

verweilt. Wir konnten ihn von der Stelle, wo wir niedergeworfen worden waren, sehen, aber er war zu entfernt, als daß ich die Gesichter der weißen Frauen, welche auf seinen Terrassen zusammengedrängt standen, hätte unterscheiden können. Sie befand sich ohne Zweifel unter ihnen, aber ich konnte sie nicht erkennen. Vielleicht war es am besten, daß ich mich nicht nahe genug befand, — wenigstens dachte ich es damals.

Ich sah unter den Gefangenen indianische Männer und hatte bemerkt, daß Dacoma vor dem Beginn des Tanzes stolz in seinen königlichen Gewändern unter ihnen umherschritt.

Rube hatte mich mit dem Charakter dieses Häuptlings bekannt gemacht. Er war tapfer, aber brutal und wollüstig. Mein Herz war von einer peinlichen Schwere bedrückt, als wir nach unseren frühern Plätzen zurückgeschafft wurden.

Der größte Theil der folgenden Nacht wurde von den Indianern verschmaußt. Bei uns war es nicht so. Wir wurden nur selten und spärlich mit Speise versehen und hatten überdies am Durst zu leiden, da unsere wilden Wächter sich nicht herabließen, uns mit Wasser zu versorgen, trotzdem, daß zu unsern Füßen ein Fluß dahinströmte.

Am nächsten Morgen begann die Schmaußerei von Neuem. Es wurden noch mehr Schafe und Rin-

der geschlachtet und über den Feuern dampften die rothen Fleischstücke von Neuem.

Zu einer frühen Stunde schmückten sich die Krieger — jedoch nicht mit ihren Kriegerzierrathen — und das Turnier begann.

Wir wurden von Neuem herbeigeschafft, um ihre wilden Künste zu sehen, aber erhielten einen Platz noch weiter draußen auf der Prairie.

Ich konnte auf der Terrasse des Tempels die weißlichen Kleidungen der Gefangenen unterscheiden. Der Tempel war ihre Wohnung.

Sanchez hatte mir dies gesagt; er hatte es von den Indianern bei ihren Unterhaltungen gehört. Die Mädchen sollten bis zum fünften Tage — dem nach unserer Opferung — dortbleiben. Hierauf würde der Häuptling eine von ihnen für seinen eigenen Haushalt wählen und die Krieger um die übrigen spielen!

O, das waren furchtbare Stunden!

„Zuweilen wünschte ich, sie noch einmal wiederzusehen, ehe ich stürbe, dann flüsterte mir aber die Reflexion zu, daß es am besten sein würde, wenn ich es nicht thue. Die Bekanntschaft mit meinem Schicksal würde dem ihnen nur neue Bitterkeit geben. O, dies waren furchtbare Stunden.

Ich blickte auf das Turnier der Wilden. Es wurden Waffen- und Reiterkünste gemacht. Einige ritten im Galopp dahin, während nur ein Fuß über

dem Pferde zu sehen war, und schleuderten in dieser Haltung einen Wurfspeer, oder schossen den nie fehlenden Pfeil ab. Andere sprangen von einem Pferde auf das andere, indeß sie im vollen Carriere über die Ebene dahinjagten. Einige sprangen in den Sattel, während ihre Pferde im Galopp waren, und Andere zeigten Kunststücke mit dem Lasso. Dann gab es ein schönes Gefecht, in welchem die Krieger einander von den Pferden warfen, wie Ritter der alten Zeit.

Es war in der That ein prachtvolles Schauspiel — ein großartiges Hypodrom der Wüste, aber ich hatte kein Auge dafür.

Für Sanchez besaß es größere Anziehungskraft. Ich sah, daß er jedes neue Kunststück mit theilnehmender Aufmerksamkeit beobachtete. Plötzlich wurde er unruhig, auf seinem Gesicht zeigte sich ein sonderbarer Ausdruck. Ein Gedanke — ein plötzlicher Entschluß hatte von ihm Besitz genommen.

„Sage Deinem Krieger,“ sprach er im Navajo-Dialekt zu einem von unsern Wächtern, „sage, daß ich die Besten von ihnen in diesen Kunststücken übertreffen kann. Ich könnte ihnen ein Pferd reiten lehren.“

Der Wilde starrte über das, was der Gefangene gesagt hatte, Rapport ab und kurz darauf ritten mehrere Männer heran und antworteten auf die Herausforderung.

„Du, ein armer weißer Sklave, mit den Navajo-Kriegern reiten! — hahaha!“

„Könnt Ihr auf Euerm Kopfe reiten?“ fragte der Torero.

„Auf dem Kopfe — wie?“

„Auf Eurem Kopfe stehen, während Euer Pferd galoppirt?“

„Nein, — weder Du noch irgend einer. Wir sind die besten Reiter auf der Ebene, wir können das aber nicht thun.“

„Ich kann es,“ behauptete der Stierkämpfer.

„Er prahlt, — er ist ein Narr!“ schrien Mehrere.

„Laßt sehen,“ rief Einer; „gebt ihm ein Pferd — es wird keine Gefahr haben.“

„Gebt mir mein eignes Pferd und ich werde es Euch sogleich zeigen.“

„Welches ist Dein Pferd?“

„Wahrscheinlich jest keines von allen; aber bringt mir jenen geschleckten Mustang und macht mit eine Strecke von ein paar hundert Fuß lang, auf der Praxie frei, dann werde ich Euch etwas lehren.“

Als ich hinblickte, um zu sehen, welches Pferd Sanchez meine, sah ich den Mustang, welchen er vom Del Norte her geritten hatte. Auch meinen Liebling sah ich bei den übrigen weiden.

Nach einer kurzen Berathung unter den Indianern, wurde das Verlangen des Torero erfüllt. Das Pferd,

welches er angedeutet, ward mit dem Lasso aus der Cavallade eingefangen und herbeigebracht, und man nahm unserm Kameraden die Riemen ab.

Die Indianer hatten keine Furcht, daß er entzinnen werde. Sie wußten, daß sie ein Pferd, wie den gescheckten Mustang, bald einholen könnten, und überdies war beständig ein Posten an jedem Eingange des Thales aufgestellt. Selbst wenn er sie auf der Ebene zurückließ, mußte es ihm unmöglich sein, in das offene Land zu kommen, denn das Thal selbst war ein Gefängniß.

Sanchez hatte seine Vorbereitungen bald gemacht. Er schnallte eine Büffelhaut fest auf den Rücken seines Pferdes und führte es dann eine Zeitlang im Kreise umher, wobei er es beständig in den gleichen Hufspuren hielt.

Nachdem er dies eine Zeitlang gethan, ließ er den Zügel fallen, stieß einen eigenthümlichen Schrei aus, worauf das Thier einen langsamen Galopp um den Kreis begann. Als das Pferd zwei- bis dreimal herumgelaufen war, sprang der Torero auf dessen Rücken und machte das bekannte Kunststück des Reitens auf dem Kopfe.

Obgleich es unter den Kunstreitern ein gewöhnliches ist, war es für die Navajos doch neu und sie betrachteten es unter Rufen der Bewunderung und des Erstaunens.

Sie ließen es dem Torero wiederholen, bis der gescheckte Mustang mit Schaum bedeckt war.

Sanchez hörte jedoch nicht eher auf, als bis er seinen Zuschauern das vollständige Programm der Reiterkünste gegeben und die Indianer in das größte Erstaunen versetzt hatte.

Als das Turnier zu Ende war und wir an den Fluß zurückgeschleppt wurden, war der Torero nicht mehr bei uns.

Der glückliche Sanchez! er hatte sein Leben gewonnen. Von nun an war er der Reitlehrer der Navajo-Nation.

Achtes Kapitel.

Der Keulenlauf.

Wieder brach ein Tag herauf — der Tag, an welchem wir thätig sein sollten. Wir sahen, wie unsere Feinde ihre Zurüstungen trafen. Wir bemerkten, wie sie in den Wald gingen und mit frisch von den Bäumen geschnittenen Keulen zurückkehrten. Wir sahen sie sich ankleiden, wie zum Ballspiel oder Wettlauf.

Schon früh wurden wir nach der Vorderseite des Tempels gebracht. Als ich dorthin kam, warf ich einen Blick nach der Terrasse hinauf. Meine Verlobte war über mir — ich wurde sogleich erkannt.

Meine spärlichen Kleidungsstücke waren mit Roth und Blutstropfen bedeckt, — mein Haar war staubig und wild, — meine Arme waren voller Narben — mein Gesicht und Hals von Pulverdampf und von schwarzen

Pulverbrandsflecken gefärbt — trotz alledem wurde ich aber erkannt — die Augen der Liebe durchschauten Alles.

Ich finde im ganzen Bereich meiner Erfahrungen keine Scene, welche so schwer zu beschreiben wäre, wie diese. Warum? — Es gab keine Entsetzlichere — keine, bei welcher sich so viele wilde Empfindungen in einem Augenblick zusammendrängten — eine Liebe, wie die unsere — eine peinigende Nähe — wir Beide fast im Bereich unserer Umarmungen — und doch durch das unbarmherzige Schicksal getrennt — und zwar auf ewig.

Die gegenseitige Bekanntschaft mit unserer Lage — die Gewißheit meines Todes und ihrer Entehrung — diese und hundert andere Gedanken drängten sich zusammen in unsere Herzen.

Sie könnten nicht beschrieben werden, — Worte würden sie nicht ausdrücken — Ihr mögt die Phantasie zu Eurer Hilfe herbeirufen.

Ich hörte ihr Geschrei und verstärkte Worte und ihr lautes Weinen. Ich sah ihre schneeweiße Wange und ihr flatterndes Haar, als sie zu der Brustung sprang, wie um hinabzuspringen. Ich war Zeuge ihres wilden Ringens, als sie von ihren Mitgefangenen zurückgezogen wurde und dann plötzlich in ihren Armen ruhig wurde — sie war ohnmächtig geworden und ward davongetragen.

Ich war an den Hand- und Fußgelenken gebunden. Während der Scene hatte ich mich zweimal erho-

ben, aber nur, um sogleich wieder auf den Boden zu fallen.

Ich machte keinen weiteren Versuch, sondern lag in ehnmächtiger Pein auf dem Boden.

Es war nur ein kurzer Augenblick, aber ach, welche Gefühle zogen während desselben durch meine Seele. Es war das zusammengedrängte Elend eines Lebens.

Etwa eine halbe Stunde lang ließ ich das, was um mich her vorging, völlig unbeachtet. Ich war nicht zerstreut, aber mein Geist war betäubt und geradezu erstorben. Ich hatte keinen Gedanken über irgend einen Gegenstand.

Endlich erwachte ich aus dieser Betäubung. Ich sah, daß die Wilden ihre Vorbereitungen zu dem grausamen Spiele beendet hatten.

Zwei Reihen von Männern zogen sich mehrere hundert Schritte lang über die Ebene dahin. Sie waren mit Keulen bewaffnet und standen einander gegenüber, in Zwischenräumen von drei bis vier Schritten da. Durch diese Reihen sollten wir laufen, und von Jedem, der es vermochte, im Vorüberkommen Streiche erhalten. Wenn es Einem von uns gelang, durch die ganze Linie zu kommen und den Fuß des Berges zu erreichen, ohne eingeholt zu werden, so wurde uns versprochen, daß unser Leben verschont werden solle.

„Ist dies wahr, Sanchez?“ flüsterte ich dem Torero zu, welcher neben mir stand.?

„Nein,“ erwiderte er ebenfalls flüsternd, „es ist nur ein Kunstgriff, um Euch zum besseren Laufe zu bringen und ihnen größere Unterhaltung zu geben. Ihr müßt dessenungeachtet sterben. Ich habe es von ihnen gehört.“

Es würde in der That eine schlechte Gnade gewesen sein, wenn sie uns unter solchen Bedingungen das Leben gelassen hätten, denn es war selbst für den kräftigsten und schnellsten Mann unmöglich, zwischen ihrer Linie hindurchzukommen.

„Sanchez,“ sagte ich von Neuem zu dem Stierkämpfer, „Seguin war Euer Freund, — ihr werdet für sie Alles thun, was Ihr könnt.“

Sanchez wußte nur zu gut, wen ich meinte.

„Ich werde es! ich werde es!“ antwortete er dem Anscheine nach tief gerührt.

„Wackerer Sanchez, sagt ihr, was ich für sie gefühlt habe — nein, nein, Ihr braucht das nicht zu sagen.“

Ich wußte kaum, was ich sprach.

„Sanchez,“ flüsterte ich von Neuem, da mir ein Gedanke, welchen ich schon einmal gehegt, wieder vor den Geist trat, „könnt Ihr nicht — ein Messer — eine Waffe — irgend etwas Derartiges fallen lassen, wenn meine Bande nachher gelöst werden?“

„Es würde nichts nützen, Ihr könnt nicht entkommen, und wenn Ihr fünfzig hättet.“

„Vielleicht nicht — ich möchte es versuchen. Im schlimmsten Falle kann ich doch nur sterben und am besten ist es, mit einer Waffe in der Hand unterzugehen.“

„Es würde besser sein!“ murmelte der Torero; „ich will versuchen, Euch zu einer Waffe zu verhelfen, aber mein Leben könnte —“

Er hielt inne.

„Wenn Ihr hinter Euch blickt,“ fuhr er bedeutsam fort, während er die Gipfel der fernen Berge zu betrachten schien, so werdet Ihr vielleicht einen Tomahawk sehen — ich glaube, daß er nachlässig gehalten wird — man könnte ihn hinwegreißen.“

Ich verstand, was er meinte und blickte verstohlen um mich.

Dacoma war nur wenige Schritte entfernt, mit der Leitung der Spiele beschäftigt. Ich sah die Waffe in seinem Gürtel. Sie saß allerdings locker darin — es war möglich, sie ihm zu entreißen.

Ich besitze eine ungemein große Fähigkeit des Lebens und eine Energie, dasselbe zu bewahren. Ich hatte diese Energie in den Abenteuern, welche wir durchlebten, nicht zur Anwendung bringen können, aber in der letzten Zeit war ich nur ein passiver Zuschauer der um mich her vorgehenden Scenen gewesen und meistens von

ihnen angeekelt worden. Zu andern Zeiten habe ich aber die Elasticität dieser Züge in meinem Charakter bewiesen. Auf dem Schlachtfelde habe ich meines Wissens mein Leben dreimal durch die schnelle Wahrnehmung der Gefahr und der Schnelligkeit, womit ich sie abwehrte, gerettet.

Wenn ich etwas mehr oder weniger muthig gewesen wäre, so würde ich es verloren haben.

Dies dürfte vielleicht räthselhaft erscheinen, aber es ist eine Erfahrung.

In meinen frühern Jahren war ich den männlichen Vergnügungen, wie man sie nennt, ergeben. Im Laufen und Springen war ich nie besiegt worden und meine Thaten in diesen Leibesübungen werden meinen Universitätsfreunden noch jetzt erinnerlich sein.

Thut mir nicht das Unrecht, zu glauben, daß ich mit diesen Eigenthümlichkeiten prahle. Die erste ist nur eine zufällige Eigenschaft meines Charakters, — die anderen sind nichts, als Fähigkeiten, auf die ich jetzt, in meinen reiferen Jahren, stolz zu sein nur geringen Grund habe. Ich erwähne sie blos, um das, was jetzt geschah, zu erklären.

Seit der Stunde meiner Gefangennahme hatte ich meinen Geist beständig mit Fluchtplänen beschäftigt. Bis jetzt hatte sich mir noch nicht die geringste Gelegenheit dazu dargeboten. Wir waren auf der ganzen

Reise mit der eifersüchtigsten Wachsamkeit beaufsichtigt worden.

Im Laufe der letzten Nacht hatte sich meinem Geiste ein neuer Plan gezeigt. Er verdankte seinen Ursprung dem Anblicke des Stierkämpfers auf seinem Pferde.

Ich hatte ihn bis auf das Besitzergreifen von einer Waffe zur Reife gebracht — und ich hatte Hoffnung zum Entkommen, obgleich ich weder Zeit noch Gelegenheit besaß, um sie dem Torero ausführlich mitzutheilen. Es würde nichts genützt haben, wenn ich sie ihm auseinandergesetzt hätte.“

Ich wußte, daß ich selbst ohne die Waffe entkommen könnte, aber ich bedurfte ihrer für den Fall, daß sich bei dem Stamme ein schnellerer Läufer als ich, befand. Ich konnte bei dem Versuche getödtet werden — das war möglich genug — aber ich wußte, daß der Tod in keiner schlimmeren Gestalt kommen konnte, als in der, zu welcher ich für den morgenden Tag bestimmt war. Ich mochte eine Waffe erlangen können, oder nicht: für alle Fälle war ich entschlossen, zu entkommen, oder bei dem Versuche zu sterben.

Ich sah D'Corcks Bande lösen; er sollte zuerst laufen.

Den Ausgangspunkt umstanden ein Kreis von wilden — alten Männern und Müßiggängern aus der Stadt — welche nur von dem Späße Zeuge sein wollten. Man fürchtete nicht, daß wir entinnen würden; dies ließ sich Keiner einfallen. Das Thal war ringeum eingeschlossen und an jedem von seinen Zugängen standen Wachen; ganz in der Nähe befanden sich eine Menge von Pferden, welche in wenigen Minuten bestiegen werden konnten. Es war demnach unmöglich, daß irgend einer von uns entflohe. Wenigstens dachten sie es.

D'Gork begann den Lauf — der arme Barney! er lief nicht lange! er hatte kaum zehn Schritte durch die lebende Allee gemacht, als er niedergeworfen und blutend und besinnungslos, unter dem Geschrei der jubelnden Menge, zurückgetragen wurde.

Einem zweiten von den Jägern widerfuhr dasselbe Schicksal, und dem dritten ebenfalls, und darauf wurde ich losgebunden.

Ich erhob mich, streckte, während der kurzen, mir gestatteten Zwischenzeit, meine Glieder und erfüllte Seele und Körper mit aller Energie, welche meine verzweifelte Lage in ihnen zu concentriren gestatteten.

Den Indianern wurde abermals das Signal, sich bereit zu halten, gegeben und sie befanden sich bald an den ihnen angewiesenen Stellen, schwangen ihre langen Keulen und erwarteten ungeduldig, daß ich den Lauf beginnen möge.

Dacoma war hinter mir. Ich hatte einen Seitenblick auf ihn geworfen und mir gut gemerkt, wo er stand. Ich ging, unter dem Anscheine, einen bessern Anlauf zu nehmen, mehrere Schritte rückwärts auf ihn zu, bis ich dicht an dem Häuptling war, dann drehte ich mich blißschnell um, erfaßte mit dem Sprunge einer Katze und mit der Geschicklichkeit eines Diebes den Tomahawk und riß ihn aus seinem Gürtel; ich führte einen Streich, verfehlte ihn aber in meiner Eile. Ich hatte keine Zeit zu einem zweiten; ich wendete mich um und lief.

Dacoma war so überrascht, daß ich weit von ihm entfernt war, ehe er eine Bewegung machen konnte, um mir nachzueilen.

Ich lief nicht auf dem offenen Gang, sondern nach der einen Seite des Zuschauerkreises, wo die Greise und Müßiggänger standen.

Die hatten ihre Handwaffen gezogen und näherten sich mir in einer dichten Reihe. Statt einen Versuch zu machen, sie zu durchbrechen, welches thun zu können, ich bezweifelte, warf ich meine Energie in den Sprung und setzte rein über ihre Schultern.

Zwei bis drei Einzelstehende schlugen nach mir, als ich an ihnen vorüberkam, verfehlten aber ihr Ziel, und im nächsten Augenblick war ich auf der offenen Ebene und die ganze Stadt schreiend hinter mir. Ich wußte, nach welchem Ziel ich lief; wenn dies nicht ge-

wesen wäre, so würde ich keine Hoffnung gehabt haben,
— ich eilte nach der Cavallada.

Es galt mein Leben, und ich bedurfte keiner Aufmunterung, um alle meine Kräfte aufzubieten.

Ich war bald denjenigen, welche sich mir beim Aufbruch zunächst befanden hatten, weit voraus; aber die schnellsten unter den Indianern waren die jungen Männer, welche die Linie gebildet hatten, und ich sah, daß diese jetzt den Anderen vorauskamen.

Dessenungeachtet gewannen sie mir nichts ab. Meine frühzeitige Uebung leistete mir jetzt die besten Dienste.

Nach einer Jagd von etwa einer Meile sah ich, daß ich mich in weniger als der Hälfte dieser Entfernung von der Cavallada und dem dritten Theil derselben vor meinen Verfolgern befand.

Zu meinem Entsetzen bemerkte ich aber, mit einem rückwärtsgeworfenen Blicke, Berittene.

Sie waren noch in weiter Ferne, aber ich wußte, daß sie bald herankommen würden. Es war möglich, daß er mich hörte!

Ich wußte, daß in diesen hochliegenden Gegenden der Schall doppelt so weit gehört wird, als gewöhnlich, und schrie, so laut ich konnte:

„Moro! Moro!“

Ich hielt nicht an, sondern lief unter fortwährendem Rufen weiter.

Ich sah eine plötzliche Bewegung unter den Pferden; sie erhoben die Köpfe und dann sprengte eines aus der Herde hervor und kam auf mich zu galoppirt. Ich kannte die breite, schwarze Brust und die rothen Muster, ich erkannte sie auf den ersten Blick: es war mein wackeres Roß, mein Moro.

Die Uebrigen folgten ihm in Masse; ehe sie aber bei mir waren und mich zerstampfen konnten, hatte ich mein Pferd erreicht und warf mich keuchend auf seinen Rücken.

Ich hatte keinen Zügel, aber mein Liebling war an die Leitung durch meine Stimme, Hände und Knie gewöhnt. Ich lenkte ihn durch die Herde und eilte dem westlichen Ende des Thales zu. Ich hörte das Geschrei der berittenen Wilden, als ich aus der Cavallade hervorkam, und sah, als ich zurückschaute, eine Reihe von zwanzig oder noch mehr, so schnell ihre Pferde galoppiren konnten, hinter mir.

Jetzt hatte ich aber vor ihnen keine Furcht mehr. Ich kannte meinen Moro zu gut, und als ich das zehn Meilen lange Thal durchmessen hatte und den steilen Abhang der Sierra hinaufkletterte, sah ich meine Verfolger immer noch meilenweit hinter mir auf der Ebene.

Neuntes Kapitel.

Ein Kampf auf einer Klippe.

Mein mehrere Tage müßig gewesenes Pferd hatte seine volle Gelenkigkeit wieder erlangt und trug mich mit stolzem, elastischem Schritt den felsigen Pfad hinauf. Meine Nerven gewannen durch seine Kraft neue Stärke und die Fähigkeiten meines Körpers kehrten schnell zurück. Es war ein Glück, denn ich sollte bald genöthigt sein, sie zu gebrauchen — der Posten war noch zu passiren.

Während ich aus der Stadt floh, und in der Aufregung der nähern Gefahr, hatte ich nicht an diese spätere gedacht. Jetzt erinnerte ich mich ihrer — sie blitzte plötzlich vor mir auf und ich begann meine Entschlossenheit zu sammeln, um ihr entgegenzutreten.

Ich wußte, daß ein Posten auf dem Berge stand. Sanchez hatte es gesagt — er hatte es von den India-

nern gehört. Aus wie vielen Leuten mochte er bestehen? Sanchez hatte gesagt, daß es zwei Mann seien, war seiner Sache aber nicht sehr gewiß.

Zwei waren genug — mehr als genug für mich, der ich immer noch schwach und mit einer Waffe versehen war, in deren Gebrauch ich nur geringe Geschicklichkeit besaß.

Wie würden sie bewaffnet sein? ohne Zweifel mit Bogen, Lanzen, Tomahawk und Messer. Die Wilden waren mir in jedem Falle weit überlegen.

An welchem Punkte sollte ich sie finden? — Sie waren Vorposten. Ihre Hauptpflicht war die, die Ebene nach außen zu beobachten; sie mußten also an einem Standpunkte sein, von wo man dieselbe überschauen konnte.

Ich erinnerte mich des Weges — desselben, auf welchem wir das erste Mal in das Thal gekommen waren — nur zu gut — über dem westlichen Abhange der Sierra befand sich eine breite, ebene Stelle. Ich erinnerte mich ihrer, denn wir hatten auf ihr Halt gemacht, während unser Führer vorausging, um zu recognosciren. Ueber dieser Stelle hing eine Klippe. Ich erinnerte mich auch dieser, denn während der Abwesenheit des Führers waren Seguin und ich abgestiegen und hinaufgeklettert. Sie ließ das ganze Land außerhalb des Thales nach Süden und Westen überschauen. Ohne Zweifel waren die Vorposten auf dieser Klippe stationirt.

Waren sie auf ihrer Spitze? — In diesem Falle war es am besten, auf sie zuzugaloppiren und an ihnen vorüberzueilen, ehe sie auf den Weg herabsteigen konnten, und mich der Gefahr ihrer Wurfgeschosse, ihrer Pfeile und Lanzen auszusetzen.

War es dies? — Nein, es wäre unmöglich gewesen.

Ich entsann mich, daß der Pfad an beiden Enden der breiten Stelle sich zu einer Breite von nur wenigen Fuß zusammenzog und daß sich die Klippe über denselben erhob, während das Cannon darunter aufgähnte. Es war in der That nur eine hervorragende Stelle der Felswand, die sich selbst im Schritt nur mit Gefahr überreiten ließ. Uebrigens hatte ich mein Pferd seit in der Mission nicht wieder beschlagen, die Hufe waren abgenutzt und ich wußte, daß der Felsen glasglatt war.

Alle diese Gedanken drängten sich in meinem Geiste, als ich mich dem Gipfel der Sierra näherte.

Die Aussicht war eine Schrecken erregende; die vor mir liegende Gefahr war ungeheuer und unter andern Umständen würde ich gezaudert haben, ihr entgegenzutreten, aber ich wußte, daß die mir von hintenher drohende Gefahr nicht weniger verzweifelt war. Ich hatte keine Alternative und drang mit erst halbgebildeten Entschlüssen, in Bezug auf meine Handlungsreise, vorwärts.

Ich ritt vorsichtig dahin, indem ich mein Pferd

so gut ich konnte, auf die weicheren Stellen des Pfades führte, um seinen Hufschlag nicht hören zu lassen. Bei jeder Biegung des Weges hielt ich an und durchspähte das Profil des neuen Terrains. Ich hielt aber nicht länger an, als ich mußte. Es war mir bekannt, daß ich keine Zeit zu verschwenden hatte.

Der Weg stieg durch einen dünnen Cedern- und Zwergpinienwald in die Höhe. Er wand sich zickzackartig an der Felswand hinauf. An dem Gipfel der Sierra bog er scharf zur Rechten ab und näherte sich dem Rande des Cannons. Hier wurde der bereits erwähnte Felsvorsprung zum Wege und der Pfad führte, eine Strecke weit, dicht am Abgrunde hin.

Als ich diesen Punkt erreicht hatte, erblickte ich die Klippe, wo ich die Vorposten zu sehen erwartete. Ich hatte recht gerathen. Der Posten war da und zu meiner angenehmen Ueberraschung bestand er aus einem einzigen Wilden.

Er saß auf dem obersten Felsen der Sierra und sein großer brauner Körper war deutlich gegen den hellblauen Himmel zu erkennen. Er war nicht mehr als dreihundert Schritt von mir und etwa ein Drittel dieser Entfernung über dem Niveau des Felsenvorsprungs, auf dem ich vorüberreiten mußte, entfernt.

Ich hielt, sobald ich ihn wahrnahm, und stellte eine hastige Recognoscirung an. Bis jetzt hatte er mich weder gesehen, noch gehört. Sein Rücken war mir

zugewendet und er schien aufmerksam nach Westen zu blicken. Neben dem Felsen, auf dem er saß, stak sein Speer im Boden und sein Schild, Bogen und Köcher waren dagegen gelehnt. Ich konnte an seinem Gürtel das Gligern eines Messers und Tomahawks erkennen.

Ich habe gesagt, daß meine Recognoscirung eine hastige gewesen sei; ich kannte den Werth eines jeden Augenblickes und faßte fast blitzschnell meinen Entschluß. Dieser bestand darin, den Versuch zu machen, vorüberzureiten, ehe der Indianer herabsteigen konnte, um mich aufzufangen. Diesem Impuls folgend, gab ich meinem Thiere das Signal, sich vorwärts zu bewegen.

Ich ritt langsam und vorsichtig aus zwei Gründen — weil mein Pferd nicht anders zu gehen wagte und ich glaubte, daß ich durch ruhiges Reiten an dem Posten vorübergelangen konnte, ohne seine Aufmerksamkeit zu erregen. Unter ihm brauste der Strom vorüber. Sein Getöse drang bis zu der Klippe herauf, es konnte den Hufschlag übertäuben.

In dieser Hoffnung stahl ich mich vorwärts; mein Auge schweifte schnell von dem Wilden auf der Klippe nach dem gefährlichen Pfade, auf welchem mein Pferd, vor Furcht zitternd, dahinkroch.

Als ich etwa zwanzig Schritt weit auf dem Felsvorsprunge gekommen war, wurde die ebene Stelle sichtbar und mit ihr eine Gruppe von Gegenständen,

welche mich veranlaßten, plötzlich vorwärts zu greifen und die Stirn meines Moro zu erfassen — ein Zeichen, wodurch ich — ihn, in Ermangelung eines Gebisses, stets zum Halten bringen konnte. Er blieb sofort stehen und ich betrachtete die Gegenstände vor mir mit einem Gefühle der Verzweiflung.

Es waren zwei Pferde — Mustangs — und ein Mann — ein Indianer. Die gesattelten und gezäumten Mustangs standen ruhig auf der Plattform und ein an den Gebißring des einen von ihnen geknüpfter Lasso war um das Handgelenk des Indianers geschlungen. Der Letztere saß auf dem Boden, dicht an der Klippe, so daß sein Rücken den Felsen berührte. Seine Arme lagen horizontal über seinen Knien und auf diesen ruhte sein Kopf.

Ich sah, daß er schlief. Neben ihm war sein Bogen und Köcher, seine Lanze und sein Schild an die Klippe gelehnt.

Meine Lage war eine entsetzliche. Ich wußte, daß ich an ihm nicht vorüber konnte, ohne gehört zu werden; aber doch mußte ich an ihm vorbeikommen. Ich hätte nicht einmal zurückgehen können, wenn ich es auch gewünscht hätte, denn ich war bereits auf dem Felsvorsprunge und ritt auf einem so schmalen Pfade, daß sich mein Pferd nicht umzudrehen vermochte.

Plötzlich kam mir der Gedanke, daß ich zu Bo-

den gleiten, mich vorwärtschleichen und mit meinem Lomahawf —

Es war ein grausamer Gedanke; aber es war der Impuls des Instinktes — des Instinktes der Selbsterhaltung.

Das Schicksal wollte nicht, daß ich eine so furchtbare Alternative annehmen sollte. Moro schnaubte und schlug mit seinen Hufen auf den Felsen, denn er war unmuthig über das Zögern auf der gefährvollen Stelle. Der Klang des Eisens war für die scharfen Ohren der spanischen Pferde genug. Sie wieherten augenblicklich.

Der Wilde sprang auf und ihr gleichzeitiges Geschrei verkündete mir, daß mich Beide entdeckt hatten.

Ich sah den Posten auf der Klippe seinen Speer ergreifen und herabeilen, aber meine Aufmerksamkeit wurde bald ausschließlich von seinem Kameraden in Anspruch genommen.

Der Letztere war, als er meiner ansichtig wurde, aufgesprungen, hatte den Bogen ergriffen und sich, wie mechanisch, auf den Rücken seines Mustangs geschwungen. Hierauf stieß er einen wilden Ruf aus, trabte über die Plattform und kam mir auf dem Klippenvorsprunge entgegen.

Ein Pfeil saufte an meinem Kopfe vorüber, als er herankam, aber er hatte in seiner Eile schlecht gezielt.

Die Köpfe unserer Pferde stießen an einander; sie

standen mit weit offenen Augen und gegen einander dampfenden Müthern, Kopf an Kopf, da. Beide schnaubten wild, als ob sie von dem Grimme ihrer Reiter erfüllt wären; sie schienen zu wissen, daß es zwischen uns einen Kampf auf Leben und Tod gälte.

Auch ihrer eigenen Gefahr schienen sie sich bewußt zu sein. Sie waren auf dem schmalsten Theile des Felsenvorsprunget zusammengetroffen; weder das eine noch das andere hätte sich umwenden oder rückwärtsgehen können. Eines oder das andere mußte über die Klippe stürzen, mußte tausend Fuß tief in das steinige Bett des Stromes fallen.

Ich sah mit einem Gefühle völliger Hilflosigkeit da. Ich hatte keine Waffe, womit ich meinen Gegner erreichen konnte, kein Schießgewehr — er hatte seinen Bogen und ich sah ihn einen zweiten Pfeil auf die Senne legen.

In dieser Krisis zuckten drei Gedanken durch meinen Geist — nicht wie ich sie hier auseinandersetze, sondern schnell wie Blitze.

Mein erster Impuls war der, mein Pferd vorwärtszutreiben und im Vertrauen auf seine größere Schwere und Kraft das leichtere Thier von dem Felsenvorsprunge zu stürzen. Wenn ich einen Zügel und Sporen besessen hätte, so würde ich das gethan haben, aber ich hatte weder das eine noch das andere und ohne sie war die Chance eine zu verzweifelte.

Ich gab diesen Gedanken gegen einen andern auf. Ich wollte meinen Tomahawk nach dem Kopfe meines Gegners schleudern —

Nein! Der dritte Gedanke war der, abzustiegen und meine Waffe an dem Mustang zu gebrauchen.

Dieses Letztere war offenbar das Beste und ich schlüpfte demgemäß zwischen Moro und der Klippe hinab. Als ich es that hörte ich einen zweiten Pfeil dicht an meiner Wange vorüberfahren. Er hatte mich in Folge der Möglichkeit meiner Bewegung verfehlt.

Im nächsten Augenblick hatte ich mich an den Flanken meines Pferdes vorüber gedrängt und glitt auf dem Felsenvorsprunge vorwärts, neben das meines Gegners. Das Thier, welches meine Absicht zu errathen schien, schnob entsetzt und bäumte sich, mußte aber wieder auf dieselbe Stelle zurückfallen.

Der Indianer legte einen dritten Pfeil auf. Seine Kerbe erreichte die Senne nicht; als die Hufe des Mustangs auf den Felsen niedertrafen, führte ich einen Streich. Er traf das Thier über das Auge. Ich fühlte, wie der Schädel unter meinem Beile nachgab.

Im nächsten Augenblicke waren Pferd und Reiter — der Letztere schreiend, verzweiflungsvoll bemüht, sich aus dem Sattel zu werfen — über die Klippe verschwunden.

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein.

Der Augenblick war ein langer. — Ich wußte,

daß sie während desselben fielen — in jene furchtbare Tiefe hinabfielen — dann kam ein lautes Plätschern — der Anschlag ihrer vereinten Körper auf dem Wasser unter mir.

Ich hatte keine Neugier, hinabzublicken, aber auch nur wenig Zeit dazu.

Als ich meine aufrechte Stellung wieder einnahm — denn ich war niedergekniet, als ich den Schlag führte — sah ich den andern Grenzwächter soeben auf die Plattform springen. Er machte keinen Augenblick Halt, sondern nahte sich mir laufend und mit eingelegtem Speere.

Ich sah, daß ich gepfaßt werden würde, wenn ich den Stoß nicht pariren konnte, ich schlug wild um mich, aber mit Erfolg. Die Lanzenspitze prallte an der Klinge meiner Waffe ab — der Schaft strich an mir vorüber und unsere Körper begegneten sich mit einem Stoße, von dem wir Beide auf dem Saume der Klippe schwankten. Sobald ich mein Gleichgewicht wieder erlangt hatte, folgte ich meinem Schlage, indem ich mich dicht an meinen Gegner hielt, damit er seine Lanze nicht wieder anwenden könne.

Als er dies sah, ließ er die Waffe fallen und zog den Tomahawk. Wir kämpften jetzt Hand gegen Hand, Beil gegen Beil.

Wir trieben einander auf dem Felsvorsprunge

rück- und vorwärts, je nachdem der Vortheil der Schläge für oder gegen uns ausfiel.

Wir faßten einander mehrere Male und würden einander hinübergestoßen haben, wenn nicht die Furcht, die Jeder davor fühlte, daß ihn der Andere nachziehen könne, uns gegenseitig zurückgehalten hätte, und wir ließen einander wieder los und griffen von Neuem zu unserm Tomahawks.

Es wurde kein Wort gewechselt; wir hatten nichts zu sagen — selbst wenn wir einander hätten verstehen können — aber wir hatten keine Prahlerei auszusprechen, keine Herausforderung hören zu lassen — nichts vor unsern Augen, als die feste, düstere Aussicht, einander zu ermorden.

Nach dem ersten Anfälle hatte der Indianer zu schreien aufgehört und wir kämpften Beide mit dem gespannten Ernste des Schweigens:

Es wurden jedoch Töne hörbar — von Zeit zu Zeit ein kurzer, scharfer Ausruf — unser schnelles, lautes Athmen — das Klitren unserer Tomahawks — das Wiehern unserer Pferde — und das anhaltende Tosen des Stromes.

Dies waren die Symphonien unseres Kampfes.

Mehrere Minuten lang schlugen wir auf dem Felsvorsprunge gegen einander ein. Wir waren Beide an mehreren Stellen verwundet und gequetscht, aber

keiner von uns hatte bis jetzt eine tödtliche Wunde empfangen, oder gegeben.

Endlich gelang es mir, nach einem anhaltenden Regen von Streichen, meinen Gegner zurückzudrängen, bis wir uns auf der Plattform befanden.

Hier hatten wir Raum genug, um unsere Waffen zu schwingen und wir schlugen mit größerer Energie, als vorher, auf einander los. Nach einigen wenigen Streichen trafen sich unsere Tomahawks mit einem heftigen Stöße, welcher sie aus unsern Händen schleuderte.

Weder der Eine noch der Andere wagte sich zu bücken, um seine Waffe wieder zu erlangen und wir stürmten mit nackten Armen aufeinander ein, erfaßten uns, rangen einen Augenblick und fielen dann zusammen auf die Erde.

Ich fürchtete, daß mein Gegner ein Messer habe. Ich mußte mich geirrt haben, sonst würde er es angewendet haben. Aber auch ohne dasselbe fand ich bald, daß er in dieser Art von Kampf mein Meister war. Seine muskulösen Arme umschlangen mich, daß meine Rippen unter dem Drucke krachten. Wir rollten auf dem Boden hin, übereinander hinweg.

O Gott, wir näherten uns dem Rande des Abgrundes.

Ich konnte mich nicht von seinem Griffe befreien; seine sehnigen Finger waren an meinem Halse. Sie

hatten mich fest um die Luftröhre gefaßt und verfehten mir den Athem. Er erwürgte mich!

Ich wurde schwach und kraftlos, ich konnte keinen weitern Widerstand leisten. Ich fühlte, wie mein Griff nachließ — ich wurde schwächer und immer schwächer; ich war dem Tode nahe — ich war — o Gott — ich — o Himmel — ver — zeih. — o!

Ich konnte nicht lange bewußtlos dagelegen haben, denn als meine Besinnung wieder zurückkehrte, war ich noch warm im Schweiß, von den Wirkungen des Kampfes, und meine Wunden blutend, frisch und stark. Ich fühlte, daß ich noch am Leben war, ich sah, daß ich mich noch auf der Plattform befand; aber wo war mein Gegner — warum hatte er mich nicht getödtet — warum hatte er mich nicht über die Klippe geschleudert?

Ich erhob mich auf meine Ellenbogen und blickte um mich. Ich konnte kein lebendes Wesen sehen, als mein Pferd und das des Indianers, welche auf der breiten Felsenplatte umher galoppirten und gegen einander ausschlugen.

Aber ich hörte Töne — Töne von furchtbarer Bedeutung — wie das dumpfe, zornige Knurren von Hunden, im Gemisch mit einer menschlichen Stimme im Toesekampfe.

Was konnte es bedeuten? Ich sah, daß eine

Spalte in der Felsplatte, ein tiefer Einschnitt im Gestein war — und aus diesem schienen die Töne zu kommen.

Ich stand auf, schwankte nach der Stelle und blickte hinein.

Es war ein furchtbares Schauspiel.

Die Felspalte war etwa zehn Fuß tief, und auf ihrem Boden, unter den Kaktuspflanzen, war ein großer Hund damit beschäftigt, etwas Schreiendes und Ringendes zu zerreißen. — Es war ein Mann — ein Indianer.

Alles erklärte sich auf den ersten Augenblick. Der Hund war Alp — der Mensch der Indianer, welcher mich vor Kurzem noch unter sich gehabt hatte.

Als ich an den Rand der Vertiefung kam, war der Hund über seinem Gegner und hielt sich durch verzweifelte Sprünge von einer Seite zur andern zu oberst und schleuderte den Indianer jedesmal, wenn er aufzustehen suchte, zurück. Der Wilde schrie in Verzweiflung; ich glaubte zu sehen, wie die Zähne des Thieres in seine Kehle geschlagen wurden, aber ich beobachtete den Kampf nicht länger.

Von hinten herannahende Stimmen bewogen mich zurückzuschauen. Meine Verfolger hatten das Cannon erreicht und trieben ihre Thiere nach dem Felsvorsprunge zu.

Ich schwankte zu meinem Pferde, kletterte auf

seinen Rücken und leitete es abermals auf den Felsenvorsprung zu, aber nach dem auswärts führenden Theile.

Nach wenigen Minuten hatte ich die Klippe hinter mir und eilte den Berg hinab. Als ich mich seinem Fuße näherte, hörte ich ein Rascheln in dem Gebüsch, welches zu beiden Seiten den Gipfel begrenzte; dann sprang ein Gegenstand in kurzer Entfernung hinter mir heraus. Es war der St. Bernhardshund.

Als er neben mich kam, stieß er ein leises Winseln aus und wedelte ein paar Mal mit dem Schweife. Ich wußte nicht, wie er entronnen sein konnte — denn er mußte gewartet haben, bis die Indianer die Felsplatte erreicht hatten, aber das frische Blut, welches seine Schnauze färbte und von dem das zottige Haar auf seiner Brust zusammenklebte, bewies, daß der, welchen er zurückgelassen hatte, nur noch wenige Kräfte ihn zurückzuhalten, besessen haben konnte.

Als ich die Ebene erreichte, blickte ich zurück. Ich sah meine Verfolger über den Rücken der Sierra herabkommen und ich war ihnen immer noch eine halbe Meile voraus, nahm den Schneeberg zum Führer und galoppte in die offene Prairie.

Behtes Kapitel.

Eine unerwartete Begegnung.

Als ich von dem Fuße des Gebirges abritt, schimmerten die weißen Gipfel in einer Entfernung von drei Meilen. Zwischen mir und ihnen lag kein Hügel, kein Baum, kein Busch, mit Ausnahme der niedrigen Beifußsträucher.

Es war noch nicht Mittag. Konnte ich die Schneeberge vor Sonnenuntergang erreichen? — wenn dem so war, so hoffte ich unferm alten Pfade nach dem Bergwerke folgen zu können. Von dort war ich vielleicht im Stande, nach dem del Norte zu gelangen, indem ich einen Arm des Paloma oder einen andern Nebenfluß aufsuchte.

Dies waren meine beim Ausreiten noch unbestimmten Pläne.

Ich wußte, daß ich beinahe bis an die Thore von El Paso verfolgt werden würde, und als ich etwa eine Meile weit gekommen war, zeigte mir ein rückwärts-geworfener Blick, daß die Indianer die Ebene erreicht hatten und mir nachjagten.

Es war nicht mehr eine Frage der Schnelligkeit; ich wußte, daß ich ihrer ganzen Cavalcade darin ein Schnippchen schlagen könnte: besaß aber mein Pferd auch die Ausdauer?

Ich kannte die unermüdlche, drahtzähe Natur des spanischen Mustang, und ihre Thiere waren von dieser Race. Ich wußte, daß sie einen Tag lang galoppiren konnten, ohne zusammenzubrechen, und dies flößte mir Furcht vor dem Ausgange ein.

Um Schnelligkeit handelte es sich jetzt nicht, und ich machte keinen Versuch sie zu bewahren; ich war entschlossen, mit der Kraft meines Pferdes haushälterisch umzugehen; ich konnte nicht eingeholt werden, so lange es ausdauerete, und galoppirte langsam vorwärts, indem ich die Bewegungen meiner Verfolger beobachtete und mich in einer regelmäßigen Entfernung von ihnen hielt.

Von Zeit zu Zeit stieg ich ab, um mein Pferd zu erleichtern und lief neben ihm hin. Mein Hund folgte — er schaute häufig in mein Gesicht herauf und schien zu wissen, weshalb ich eine so hastige Reise machte. Den ganzen Tag über waren mir die In-

dianer nie aus den Augen. Ich hätte zu jeder Zeit ihre Waffen unterscheiden und sie zählen können. Im Ganzen waren es etwa zwanzig Reiter, die Nachzügler waren zurückgegangen und nur die Gutberittenen setzten jetzt die Verfolgung fort.

Als ich mich dem Fuße des Schneegipfels näherte, entsann ich mich, daß an unserm alten Lagerplatze im Passe Wasser war und ich trieb mein Pferd schneller an, um Zeit zur Erquickung für dasselbe sowohl, wie für mich zu erlangen. Ich beabsichtigte, einen kurzen Halt zu machen und das edle Thier ausschmaufen und eine kleine Quantität des an der Quelle wachsenden Gramagrases abweiden zu lassen.

Ich hatte nichts zu fürchten, so lange seine Kräfte aushielten und ich wußte, daß dies das beste Verfahren war, um sie zu schonen.

Ich gelangte gegen Sonnenuntergang in das Felsenthal. Ehe ich unter die Felsen hineinritt, blickte ich zurück. Während der letzten Stunde war ich meinen Verfolgern ein großes Stück vorausgekommen; sie waren noch wenigstens drei Meilen von mir auf der Ebene — und ich sah, daß sie sich müde dahinschleppten.

Ich versank in eine Reihe von Gedanken, als ich die Schlucht hinabritt. Ich war jetzt auf einem bekannten Wege. Mein Muth stieg, meine so lange bewölkt gewesenen Hoffnungen begannen eine durch den

Einfluß der Reaction noch verstärkte Heiterkeit und Elasticität anzunehmen. Ich war vielleicht immer noch im Stande, meine Verlobte zu retten.

Alle meine Kräfte, — all mein Vermögen — mein Leben sollten dem Zwecke geweiht sein. Ich wollte eine stärkere Schaar ausrüsten, als Seguin je eine commandirt hatte; ich wollte unter den zurückkehrenden Dienern der Caravane — den Gespannführern, deren Dienstzeit abgelaufen war, Leute werben; ich wollte die Posten und Gebirgs = Rendezvous nach Trappern und Jägern durchsuchen; ich wollte mich an die mexicanische Regierung wenden, um Hilfe an Geld oder an Truppen zu erlangen; ich wollte die Bürger von El Paso — von Chihuahua — von Durango zur Mitwirkung auffordern.

„Jehosaphat, da kommt ein Kerl ohne Zügel und Zaum geritten —!“

Fünf bis sechs mit Büchsen bewaffnete Männer springen hinter dem Felsen hervor und umringen mich.

„Ich will mich von den Indianern fressen lassen, wenn das nicht der junge Bursche ist, der mich für einen grauen Bären gehalten hat. Will, schau her, hier ist er, derselbe Bursche! hihibi! hohoho!“

„Rube! — Garey! —“

„Wie! beim Zeus, es ist mein Freund Haller! Hurrah, alter Junge! kennen Sie mich nicht?“

„St. Brain!“

„So ist es! sehe ich ihm nicht ähnlich? Es würde eine schwierige Aufgabe gewesen sein, Sie zu erkennen, wenn uns nicht der alte Trapper von Ihnen erzählt hätte. Aber kommen Sie; wie sind Sie aus den Händen der Philister entronnen?“

„Erst sagen Sie mir, wer Ihr Alle seid, und was Ihr hier thut?“

„D, wir sind ein Vorposten. Die Armee ist weiter unten.“

„Die Armee?“

„Nun, wir nennen sie so. Es sind unserer sechshundert und das ist etwa die Stärke einer Armee, wie sie in diese Gegenden zu kommen pflegt.“

„Aber wer — was sind sie?“

„Sie sind von jeder Sorte und Farbe. Wir haben Leute aus Chihuahua und El Paso und Nigger, Jäger, Trapper und Gespannführer. Ihr gehorsamer Diener befehligt die zuletzt genannten Leuten und dann haben wir die Schaar Ihres Freundes Seguin —“

„Seguin! — ist er —“

„Was? — er ist an der Spitze Aller. Aber kommen Sie, das Lager ist unten an der Quelle. Wir wollen hinabgehen. Sie sehen nicht übermäßig gut genährt aus und ich habe in meinen Satteltaschen einen Tropfen von dem Pasowein, alter Junge. Kommen Sie!“

„Warten Sie einen Augenblick; ich werde verfolgt.“

„Verfolgt?“ wiederholten die Jäger, indem sie zu gleicher Zeit ihre Büchsen erhoben und die Schlucht hinauf blickten.

„Wie viele?“

„Etwa Zwanzig.“

„Sind sie dicht hinter Ihnen?“

„Nein.“

„Wie lange kann es dauern, ehe wir sie zu erwarten haben?“

„Sie sind drei Meilen hinter mir und haben müde Pferde, wie Sie sich wohl denken können.“

„Dreiviertel, wenigstens eine halbe Stunde. Kommen Sie, wir werden Zeit haben, hinabzugehen und Arrangements zu ihrem Empfange zu treffen. Rube, Ihr könnt mit den Uebrigen hier bleiben. Wir werden wieder zu Euch kommen, ehe sie herannahen. Kommen Sie, Haller!“

Ich folgte meinem treuen und warmherzigen Freunde und ritt nach der Quelle.

Um sie fand ich die Armee versammelt — die Schaar sah wirklich beinahe wie eine solche aus, denn zwei- bis dreihundert von den Leuten waren in Uniform. Dieß waren die Freiwilligen von Chihuahua und El Paso.

Die letzten Raubzüge der Indianer hatten die

Landbewohner auf das Aeußerste erbittert und diese ungewöhnlich starke Schaar sich in Folge davon versammelt.

Seguin war mit den Ueberbleibseln seiner Bande in El Paso zu ihnen gestoßen und war mit ihnen nach dem Navajolande geeilt. Von ihm hatte St. Brain erfahren, daß ich gefangen sei, und sich in der Hoffnung, mich zu befreien, dem Zuge mit vierzig bis fünfzig Dienern der Caravane angeschlossen.

Der größte Theil von Seguins Schaar war nach dem Kampfe in der Barranca entkommen, und unter den Geretteten befanden sich auch, wie ich mit Vergnügen hörte, El Sol und La Luna.

Sie waren jetzt mit Seguin zurückgekehrt und ich fand sie in seinem Zelte.

Seguin bewillkommnete mich als den Ueberbringer freudiger Nachrichten. Sie waren immer noch wohlbehalten. Das war Alles, was ich ihm sagen konnte und Alles, was er während unserer hastigen, gegenseitigen Glückwünsche zu hören verlangte.

Wir hatten keine Zeit zu müßigem Geschwätz. Hundert Mann standen augenblicklich auf und ritten nach dem Eingange der Schlucht. Als sie das von dem Vorposten eingenommene Terrain erreicht hatten, führten sie ihre Pferde hinter die Felsen und bildeten einen Hinterhalt. Der Befehl war der, alle Indianer zu tödten, oder gefangen zu nehmen.

Der Plan, zu welchem wir uns in der Eile vereinigten, war der, die Indianer an den im Hinterhalte Liegenden vorüberreiten zu lassen, bis sie die Hauptmacht erblicken würden. Hierauf sollten beide Theile sich um sie schließen. Oberhalb der Quelle war die Schlucht trocken und die Pferde hatten auf ihrem felsigen-Boden keine Spur zurückgelassen. Ueberdies war anzunehmen, daß die nur auf meine Verfolgung bedachten Indianer sich nach keiner Fährte umsehen würden, bis sie das Wasser erreichten. Wenn sie an dem Hinterhalte vorüberkamen, so entrann kein Mann von ihnen, da die Schlucht von beiden Seiten von senkrechten Klippen umschlossen war.

Nachdem die Uebrigen sich entfernt hatten, sprangen an der Quelle etwa hundert Mann in die Sättel und hielten sich mit auf den Eingang gehefteten Augen ruhig.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Wenige Minuten, nachdem der Hinterhalt aufgestellt worden war, kam ein Indianer, etwa zweihundert Schritt oberhalb der Quelle, um den Vorsprung des Felsens. Er war der Vorderste unter den Kriegeren und mußte an dem Hinterhalte vorübergekommen sein. Bis jetzt war es in dieser Richtung aber noch still.

Als der Wilde die vielen Menschen sah, hielt er plötzlich an, stieß einen Schrei aus, schwenkte und ritt zu seinen Kameraden zurück. Diese befolgten sein Bei-

spiel und drehten ihre Pferde ebenfalls; ehe sie sich aber in der Schlucht noch völlig hatten wenden können, sprangen die versteckten Reiter hinter den Felsen hervor und kamen auf sie zu galoppirt.

Die Indianer, welche jetzt sahen, daß sie vollständig in der Falle waren und auf beiden Seiten von einer Uebersahl bedroht wurden, warfen ihre Speere hinweg und baten um Gnade.

In wenigen Minuten waren alle gebunden. Die ganze Geschichte nahm keine halbe Stunde in Anspruch und wir kehrten mit unsern Gefangenen an die Quelle zurück.

Jetzt versammelten sich die Anführer bei Seguin, um einen Plan zum Angriff der Stadt zu berathen.

Sollten wir noch in dieser Nacht dahin aufbrechen?

Ich wurde um meinen Rath befragt und antwortete natürlich bejahend. Je eher es geschah, desto besser war es um der Sicherheit der Gefangenen willen. Meine Gefühle konnten ebensowenig, wie die Seguins, Verzug gestatten. Ueberdies sollten Mehrere von unsern frühern Kameraden morgen sterben. Vielleicht kamen wir noch zeitig genug zu ihrer Rettung.

Wie sollten wir uns dem Thale nähern?

Dies war der Punkt, welchen wir zunächst zu besprechen hatten.

Der Feind hatte jetzt sicher an beiden Enden seine

Vorposten ausgestellt und wir konnten erwarten, daß der Mond bis zum Morgen hell scheinen werde.

Es war leicht, eine so starke Anzahl von der offenen Ebene herankommen zu sehen, dies bot daher einige Schwierigkeit.

„Wir wollen uns theilen,“ sagte ein Mitglied der alten Bande Seguius. „An jedem Ende mag eine Abtheilung hineingehen, sie werden dadurch in die Falle kommen.“

„Wagh!“ rief ein Anderer, „das läßt sich nicht thun. Wir haben dort einen zehn Meilen langen, dichten Wald. Wenn wir die Nigger durch einen solchen Anblick, wie der unsere, auf die Beine brächten, so würden sie mit den Mädchen und Allen hineingehen und wir ihrer niemals wieder ansichtig werden.“

Dieser Redner hatte offenbar recht. Es war unmöglich, einen offenen Angriff zu unternehmen.

Die List mußte abermals zur Anwendung kommen.

Jetzt wurde ein Mann in die Berathung gerufen und sein Kopf überwand die Schwierigkeit bald, wie er so viele andere beseitigt hatte. Dies war der hautlose, ohrenlose Kopf des Trappers Kube.

„Capitain,“ sagte er nach kurzem Besinnen, „Ihr braucht Eure Leute nicht eher zu zeigen, als bis wir die Späher am Ausgange des Cannon festgenommen haben.“

„Wie können wir uns ihrer aber bemächtigen?“

„Nicht die zwanzig Nigger hier aus,“ antwortete Rube, auf unsere Gefangenen deutend, und laßt zwanzig von uns ihre Kleider anlegen. Dann können wir den jungen Burschen, der mich für einen grauen Bären gehalten hat — hihih! — den alten Rube für einen grauen Bären zu halten! — wir können ihn als Gefangenen zurückschaffen. Seht Ihr jetzt, Capitain, wie es gehen wird?“

„Ihr meint also, daß diese Zwanzig weit vorausgehen, die Vorposten gefangen nehmen und warten sollen, bis die Hauptmacht herankommt?“

„Allerdings — das ist meine Idee — genau so!“

„Es ist das Beste — das Einzige. Wir wollen sie bekommen.“

Und Seguin befahl sogleich, die Indianer ihrer Kleidung zu entledigen.

Diese bestand meistens aus den, Bewohnern der mexicanischen Städte geraubten Gewändern und war von allen möglichen Schnitten und Farben.

„Ich empfehle Euch, Capitain,“ meinte Rube, welcher sah, daß Seguin um sich blickte, um die Leute für den Vortrag auszuwählen — „ich möchte Euch empfehlen, ein gutes Theil von den Delavaren mitzunehmen. Die Navajos sind ungemein schlau und lassen sich nicht leicht hinters Licht führen. Sie könnten beim Mondschein die weiße Haut erkennen. Diejenigen von uns, welche mitgehen müssen, werden sich als In-

dianer anzumalen haben, sonst werden wir doch noch zum Narren gehalten.“

Seguin benutzte diesen Wink und wählte die Meisten unter den Delavaren und Shawanos-Indianern für den Vortrab aus, worauf dieselben die Kleider der Navajos anlegten. Er selbst, mit Kube, Carey und einigen andern Weißen, vervollständigten die nöthige Anzahl. Ich mußte natürlich mitgehen und die Rolle eines Gefangenen spielen.

Die Weißen unter der Schaar hatten ihre Kleidungsveränderung bald ausgeführt und sich als Indianer bemalt, ein Kunstgriff der Prairietoilette, welcher ihnen allen vollkommen bekannt war.

Kube brauchte nur eine geringe Veränderung zu machen. Seine Farbe war bereits braun genug für die Bekleidung und er hatte keine Lust, sich die Mühe zu geben, das alte Jagdhemde, oder die ledernen Beinkleider abzulegen. Dies ließ sich kaum ausführen, ohne beide aufzuschlizen und Kube war nicht der Mann, von welchem sich erwarten ließ, daß er seine Lieblingsgewänder auf diese Art zum Opfer bringen werde. Er zog die andern Kleidungsstücke darüber und war in Kurzem mit einem Paar bunter Calzoneros, mit von der Hüfte bis zum Knöchel reichenden, glänzenden Knöpfen, bekleidet. Dies, in Verbindung mit einer eleganten, enganliegenden Jacke, welche auf seinen Antheil gefallen war, und eines schief auf seinen Kopf gesetzten

Sombrero gab ihm das Aussehen eines äußerst komischen Stüfers. Die Leute schlugen ein gellendes Gelächter auf, als sie ihn so metamorphosirt sahen, und der alte Kube selbst grinste herzlich über die sonderbaren Gefühle, welche die Kleidung in ihm erregten.

Ehe die Sonne noch untergegangen war, befanden sich Alle in Bereitschaft und der Vortrab brach auf. Die Hauptschaar, unter St. Brain, sollte eine Stunde später folgen, einige Mexicaner aber mit den Navajogefangenen an der Quelle bleiben.

Erstes Kapitel.

Die Befreiung.

Wir ritten gerade über die Ebene auf den östlichen Eingang des Thales zu. Wir erreichten die Schlucht etwa zwei Stunden vor Tagesanbruch.

Alles geschah ganz, wie wir erwartet hatten. Am Rande des Passes befand sich ein Vorposten von fünf Indianern, aber wir beschlichen sie, ehe sie etwas geahnt hatten und sie wurden, ohne einen Schuß, gefangen genommen.

Die Hauptschaar kam bald nachher und zog abermals, unter dem Vorreiten unserer Abtheilung, durch das Cannon.

Als wir an den der Stadt am nächsten liegenden Waldrand gelangten, hielten wir an und versteckten uns unter den Bäumen.

Die Stadt schimmerte im hellen Mondenschein

und über dem Thale lag ein tiefes Schweigen. Zu einer so frühen Stunde bewegte sich noch Niemand, aber wir konnten zwei bis drei dunkle Gegenstände unten am Flusse erkennen. Wir wußten, daß es die Wächter waren, welche bei unsern gefangenen Kameraden standen. Der Anblick war erfreulich, denn er verkündete uns, daß sie noch am Leben seien.

Die armen Burschen ahnten nicht, wie nahe die Stunde ihrer Erlösung war. Aus denselben Gründen, welche uns bei einem frühern Anlasse beeinflusst hatten, sollte der Angriff erst nach Tagesanbruch gemacht werden und wir warteten, wie vorher, aber mit ganz andern Aussichten.

Es waren jetzt sechshundert Krieger in der Stadt, etwa eben so viel, wie wir, und wir wußten, daß uns ein verzweifelter Kampf bevorstand.

Wir hatten keine Furcht vor dem Ausgange, besorgten aber, daß die rachsüchtigen Wilden es sich in die Köpfe setzen könnten, ihre Gefangenen während der Schlacht abzufertigen. Sie wußten, daß unser Hauptzweck der war, diese wieder zu erlangen, und daß, wenn sie auch selbst geschlagen würden, dadurch doch die Genugthuung einer furchtbaren Rache erhalten würden.

Wir hielten Alles dies für keineswegs unwahrscheinlich. Um aber die Möglichkeit eines solchen Ereignisses zu verhindern, sollte jede Vorsichtsmaßregel getroffen werden.

Wir waren überzeugt, daß sich die gefangenen Frauen und Mädchen immer noch im Tempel befanden. Rube versicherte uns, daß es ihre allgemeine Gewohnheit sei, die neuen Gefangenen dort mehrere Tage nach ihrer Ankunft zu verwahren, bis sie unter die Krieger vertheilt würden. Auch die Königin bewohnte den Tempel.

Es wurde daher beschlossen, daß die verkleidete Schaar beim ersten Morgenlichte mit mir, als ihrem Gefangenen, vorausreiten sollte.

Hierauf wollten wir den Tempel umringen und uns mit einer geschickten Kriegslist der weißen Gefangenen bemächtigen. Ein darauf gegebenes Hornsignal, oder die ersten abgefeuerten Schüsse sollten die Hauptmacht im Galopp herbeibringen.

Dies war offenbar der beste Plan, und nachdem wir seine Details vollständig besprochen hatten, warteten wir auf die Annäherung des Morgenlichtes.

Es kam bald. Der Mondglanz mischte sich mit den blauen Strahlen der Morgendämmerung und die Gegenstände wurden deutlicher sichtbar. Als der Milchquarz von der Sonne beschienen zu werden anfang, bestiegen wir unsere Pferde, ritten aus unserm Versteck hervor und über die Ebene heran. Ich war dem Anscheine nach auf mein Pferd gebunden und wurde von zwei Delavaren bewacht.

Als wir uns der Stadt näherten, sahen wir meh-

tere Männer auf den Dächern; sie liefen hin und her, holten Andere heraus und auf den Terrassen begannen sich große Gruppen zu zeigen. Da wir näher kamen, wurden wir von Glückwünschungsrufen begrüßt.

Wir vermieden die Straße und draygen im scharfen Trab direct nach dem Tempel vor. Sobald wir an seinen Fuß gelangten, machten wir plötzlich Halt — warfen uns von unsern Pferden und kletterten die Leitern hinauf.

An den Brustwehren des Gebäudes befanden sich viele Frauen, Seguin erkannte unter ihnen seine Tochter und die Königin. Sie wurde sofort festgenommen und in das Innere geführt. Im nächsten Augenblick hielt ich meine Verlobte in den Armen, während ihre Mutter an unserer Seite war. Die übrigen Gefangenen befanden sich ebenfalls hier und ohne uns mit Auseinandersetzungen aufzuhalten, schickten wir sie eilig in die Zimmer und bewachten die Thüren mit unsern Pistolen.

Das ganze Manöver hatte keine zwei Minuten in Anspruch genommen; ehe es aber noch vollständig ausgeführt war, verkündete ein wildes Geschrei, daß man die List entdeckt hatte. Ein Racheruf durchhallte die Stadt und die Krieger sprangen von ihren Häusern herab und auf den Tempel zu.

Jetzt begannen Pfeile um uns zu zischen, aber lauter, als alle übrigen Töne, erschallten die Klänge des

Hornes, welche unsere Kameraden zum Angriff herbeiriefen.

Sie kamen auf das Signal schnell aus dem Walde und näherten sich uns im Galopp.

Als die herannahenden Jäger noch etwa zweihundert Schritt von den Häusern entfernt waren, spalteten sie sich in zwei Abtheilungen und schwenkten um die Stadt, um sie auf beiden Seiten anzugreifen.

Die Indianer eilten auf die äußersten Häuser ihres Wohnorts zu. Trotz ihres Pfeilregens, welcher Mehrere aus dem Sattel warf, näherten sich aber die Reiter, sprangen von den Pferden und kamen an den Mauern zum Handgemenge. Die Rufe der Herausforderung — das scharfe Knallen der Büchsen und die noch lautereren Explosionen der Escopetten verkündeten, daß die Schlacht bereits begonnen hatte.

Eine große Schaar war unter der Anführung Et Sols und St. Brains auf den Tempel zugeritten; da sie sahen, daß wir uns der Gefangenen bemächtigt hatten, stiegen auch diese ab und begannen den Angriff auf unsere Seite der Stadt, indem sie die Häuser erkletterten und die sie vertheidigenden Krieger heraustrieben.

Das Gefecht wurde allgemein. Rufe und Schüsse durchdonnerten die Luft.

Auf den hohen Dächern fanden tödliche und verzweifelte Kämpfe statt. Die Weiber stürzten schreiend und entsetzt auf den Terrassen umher, oder liefen über

die Ebene hinweg, dem Walde zu. Scheugewordene Pferde galoppirten schnaubend und wiehernd durch die Straße und mit schleppenden Zügeln über die offene Prairie dahin, während andere, in Corral's eingeschlossene, um sich schlugen, bissen und über die Mauern sprangen. Es war eine wilde Scene — ein furchtbares Bild.

Ich war die ganze Zeit über nur ein Zuschauer des Kampfes; ich bewachte die eine Thür des Tempels, worin sich unsere Lieben befanden. Mein hochliegender Posten ließ mich die ganze Stadt überblicken und ich konnte die Fortschritte der Schlacht von einem Hause zum andern verfolgen. Ich sah, daß auf beiden Seiten Viele stürzten, denn die Wilden kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung.

Ich hatte keine Furcht vor dem Ausgange; auch die Weißen hatten Beleidigungen zu rächen und wurden durch die Erinnerung an diese zum Kampfe gestählt. Bei dieser Art von Gefecht hatten sie durch ihre Waffen den Vortheil. Nur auf der Ebene waren ihre wilden Feinde zu fürchten, wenn sie mit ihren langen, den Tod austheilenden Lanzen heranstürmten.

Während ich über die Azotea's blickte, fesselte eine Scene meine Aufmerksamkeit so, daß ich alles Uebrige vergaß.

Auf einem hohen Dache waren zwei Männer in wildem Todeskampfe begriffen. Ihre glänzende Klei-

bung hatte meine Blicke angezogen und ich erkannte die Kämpfenden bald. Es war Dacoma und der Maricopa.

Der Navajo kämpfte mit einem Speer und ich sah, daß der andere seine Büchse, mit erhobenem Kolben und abgeschossen, über seinem Kopfe schwang.

Als mein Auge sich zuerst auf sie lenkte, hatte der Letztere soeben einen Stoß parirt und führte einen Schlag auf seinen Gegner; er fiel wirkungslos herab und Dacoma wendete sich schnell gegen ihn und legte seine Lanze abermals ein. Ehe El Sol den Stoß noch ablenken konnte, war er geführt, und die Waffe schien durch seinen Körper gegangen zu sein.

Ich stieß unwillkürlich einen Schrei aus, da ich den edlen Indianer fallen zu sehen erwartete. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich ihn seinen Büchsenkolben über dem Kopfe schwingen, an dem Speere hinlaufen und mit einem zerschmetternden Streichen den Navajo zu seinen Füßen niederstrecken sah.

Von dem Lanzenschafte niedergeworfen, fiel er selbst über den Körper, rang sich aber im nächsten Augenblicke wieder empor, zog die lange Lanze aus seinem Fleische, schwankte vorwärts an die Brüstung und schrie:

„Komm, Luna — unsere Mutter ist gerächt!“

Ich sah das Mädchen, von Garey gefolgt, auf das Dach springen, und im nächsten Augenblicke sank der Verwundete ohnmächtig in die Arme des Trappers.

Kube, St. Brain und mehrere Andere kletterten jetzt auf das Dach und begannen die Wunde zu untersuchen. Ich beobachtete sie in peinlicher Spannung, denn der Charakter dieses eigenthümlichen Mannes hatte mit Freundschaft für ihn eingefloßt.

Nach Kurzem kam St. Brain zu mir und ich erhielt die Versicherung, daß die Wunde nicht tödtlich sei. Der Maricopa konnte sie überleben.

Die Schlacht war jetzt zu Ende. Die noch lebenden Krieger waren in den Wald geflohen, nur von Zeit zu Zeit hörte man noch Schüsse.

Mitunter erhob sich ein Ruf, oder das Geschrei eines in einem Hause versteckt gefundenen Wilden.

Man hatte in der Stadt eine Menge von weißen Gefangenen getroffen und diese wurden, unter der Bewachung der Mexicaner, vor den Tempel geführt. Die indianischen Frauen waren während des Kampfes in die Wälder geflohen. Dies war für sie ein Glück, denn die von den Wunden erbitterten und vom Kampfe erhitzten Jäger und Freiwilligen wütheten jetzt umher wie Furien.

Von vielen der Häuser stieg Rauch auf, ihm folg-

ten Flamment, und der größte Theil der Stadt lag bald in glimmenden Ruinen da.

Wir blieben jenen ganzen Tag bei der Navajo-Stadt, um unsere Thiere zu erfrischen und uns zur Heimreise über die Wüste vorzubereiten. Das geraubte Vieh wurde zusammengetrieben, ein Theil zum sofortigen Gebrauch geschlachtet und das Uebrige der Obhut von Bagueros übergeben, um auf dem Hufe fortgeschafft zu werden. Die meisten von den indianischen Pferden wurden mit dem Lasso eingefangen und herbeigebracht — einige, um von den bestreiten Gefangenen geritten zu werden, andere als Beute der Sieger.

Indeß war es nicht rathlich, lange im Thale zu verweilen. Im Norden gab es andere Stämme von den Navajos, welche uns bald nachkommen konnten. Es waren ihre Verbündeten, die große Nation der Apachen im Süden und der Nijoras im Westen — und wir wußten, daß alle diese sich vereinigen und unserm Zuge folgen würden.

Der Zweck des Unternehmens war erreicht, wenigstens so weit es der Anführer beabsichtigte; eine große Anzahl von Gefangenen, deren Freunde sie schon längst als auf ewig verloren betrauert hatten, war wiedererlangt worden.

Es mußte jetzt eine ziemliche Zeit dauern, ehe sie die wilden Raubzüge wieder beginnen konnten, wodurch

sie alljährlich die Pueblos an der Grenze verödet und in Verzweiflung gestürzt hatten.

Mit dem Sonnenaufgange des folgenden Tages waren wir wieder durch das Cannon gezogen und ritten auf den Schneeberg zu.

zwölftes Kapitel.

El Paso del Norte.

Ich will unsere abermalige Reise über die wüsten Ebenen nicht beschreiben. Ich will die Einzelheiten unseres Heimzuges nicht noch einmal auseinandersetzen.

Bei allen ihren Mühseligkeiten und Anstrengungen war die Reise für mich doch eine angenehme. Es ist eine Freude, diejenigen, welche wir lieben, zu bedienen, und dies war auf dem Marsche meine Hauptpflicht. Das Lächeln, welches mir zu Theil ward, belohnte mich reichlich für die Mühe, welche mir ihre Erfüllung kostete, aber es war keine Mühe. Es war keine Mühe, an der Quelle oder am Flusse ihre Kürbisflasche mit frischem Wasser zu füllen — die Decke weich über ihren Sattel zu breiten — ihr aus den breiten Blättern der

Palmilla einen Sonnenschirm zu flechten — ihr beim Aufsteigen beizustehen — nein, dies war für mich keine Mühe.

Wir waren auf unserer Reise glücklich — ich war es, denn ich wußte, daß ich mein Versprechen erfüllt und meine Braut errungen hatte und die Erinnerung an die Gefahren, welche wir vor so Kurzem überstanden, erhöhten das Glück Beider. Nur Eines verdüsterte zuweilen unsere Gedanken — die Königin — Udele —.

Sie kehrte nach der Heimath ihrer Kindheit zurück — nicht freiwillig, sondern als Gefangene — eine Gefangene ihrer eigenen Verwandten — ihrer Eltern! —

Während der ganzen Reise bedienten sie Beide mit zärtlicher Fürsorge und blickten sie fast beständig trübe und schweigend an. Ihre Herzen waren von Schmerz erfüllt.

Wir wurden nicht verfolgt, oder wenn dies der Fall war, so erreichten uns die Verfolger nicht. Vielleicht folgte uns Niemand; der Feind war durch die furchtbare Züchtigung gelähmt und entmuthigt worden und wir wußten, daß es eine ziemliche Zeit dauern würde, ehe sie Streitkräfte genug aufbieten konnten, um unserer Fahrt zu folgen. Dessenungeachtet verloren wir keinen Augenblick, sondern reisten so schnell vorwärts, als die Thiere getrieben werden konnten.

In fünf Tagen erreichten wir die Barranca del Dro und kamen an dem alten Bergwerke, dem Schauplaze unseres blutigen Kampfes, vorüber.

Während unseres Verweilens bei dem verfallenen Gebäude entfernte ich mich, von einer peinlichen Neugier getrieben, von den Uebrigen, um zu sehen, ob von meinem frühern Diener, oder seinem Dpfergefährten, noch etwas vorhanden sei. Ich begab mich nach der Stelle, wo ich ihre Leichname zuletzt gesehen hatte. Ja, zwei Skelette lagen vor dem Stollen; sie waren von den Wölfen so rein abgenagt worden, als ob sie ein Anatom zum Aufstellen in seinem Studierzimmer präparirt hätte. —

Es war Alles, was noch von den Unglücklichen existirte!

Nachdem wir die Barranca del Dro verlassen hatten, gelangten wir an die Quelle des Rio Mimbres, hielten uns an dem Ufer dieses Flusses und folgten ihm bis nach dem Rio del Norte hinab. Den folgenden Tag kamen wir in die Stadt El Paso.

Bei unserer Ankunft wurden wir von einer eigenthümlichen, interessanten Scene begrüßt. Als wir uns der Stadt näherten, strömte die ganze Bevölkerung heraus und uns entgegen. Einige waren aus Neugier gekommen, Andere um uns zu bewillkommen und an der Ceremonie, welche unsere triumphirende Rückkehr begrüßte, Theil zu nehmen, — nicht Wenige aber aus

weit verschiedenen Beweggründen. Wir hatten eine große Anzahl von befreiten Gefangenen mitgebracht — im Ganzen beinahe fünfzig — und diese waren bald von einer Menge von Bürgern umgeben.

Unter dieser Menge befanden sich sehnsüchtige Mütter und zärtliche Schwestern — aus der Verzweiflung erwachte Liebhaber und Gatten, die noch nicht zu trauern aufgehört hatten.

Es gab hastige Fragen, schnelle Blicke, welche die peinlichste Angst bewiesen. Es gab „Scenen“ und Freudrufe, wenn Jemand den lange verlorenen Gegenstand einer Herzensneigung erkannte.

Aber es gab auch andere Scenen von verschiedenem Charakter — Scenen des Schmerzes und Jammers — denn viele von denen, welche vor wenigen Tagen im Stolz der Gesundheit und im Schmucke des Kriegers ausgezogen waren — viele von diesen kehrten nicht zurück!

Mir fiel besonders eine Episode — eine peinliche auf.

Zwei Frauen von der Pueblanaklasse hatten eine von den Gefangenen — ein Mädchen von, wie es schien, etwa zehn Jahren — erfaßt. Jede sprach das Mädchen als ihre Tochter an und jede hielt einen von ihren Armen — nicht rauh, sondern um die Andern zu verhindern, sie hinwegzuführen. Um sie hatte sich

die Menge versammelt und beide Frauen drückten ihre Ansprüche mit lauter, klagender Stimme aus.

Die Eine gab das Alter des Mädchens an — erzählte hastig die Geschichte ihrer Wegführung durch die Wilden und deutete auf gewisse Zeichen an ihrem Körper, welche sie jeden Augenblick zu beschwören bereit sei. Die Andere forderte die Zuschauer auf, die Farbe des Haares und der Augen des Kindes zu betrachten, welche ein wenig von der der Andern abwich und die Ähnlichkeit, welche sie mit Einer, die in der Nähe stand, besäße und die Schwester des Kindes sei, zu beobachten. Beide sprachen zu gleicher Zeit und küßten dabei das Mädchen zu wiederholten Malen.

Die kleine wilde Gefangene stand zwischen den Beiden und nahm ihre abwechselnden Umarmungen mit Bewunderung und verblüfftem Ausdruck auf. Sie war in der That ein höchst interessantes Kind, welches in das indianische Kostüm gekleidet und von der Sonne der Wüste gebräunt war.

Welche von den Beiden auch die Mutter sein mochte — es war offenbar, daß sie sich keiner von ihnen erinnerte — sie hatte keine Mutter — sie war in ihrer Kindheit nach der Wüste geschleppt worden und hatte, gleich der Tochter Seguins, die Scenen ihrer Kindheit vergessen. Sie hatte Vater — Mutter — Alles vergessen.

Es war, wie gesagt, eine peinliche Scene. Die Schmerzensmiene der Frauen — ihre leidenschaftlichen Berufungen — die wilden, aber liebevollen Umarmungen, welche sie an das Mädchen verschwendeten, ihr mit Schluchzen und Weinen vermishtes klagendes Geschrei, war in der That eine peinliche Scene.

Sie wurde, wenigstens so weit ich davon Zeuge war, zum Schluß gebracht. Der Alcade kam heran und das Mädchen wurde der Gerichtsbehörde übergeben, bis die wahre Mutter bestimmtere Beweise ihrer Mutterschaft beibringen würde.

Ich habe das Ende dieses kleinen Romanes nie erfahren.

Die Rückkehr des Unternehmungszuges nach El Paso wurde durch eine triumphirende Ovation gefeiert. Die Kanonen donnerten — die Glocken läuteten — Feuerwerke zischten und sprühten — Messen wurden gesungen und die Straßen waren von Musik erfüllt. Es gab Schmäufe und Lustbarkeiten und die Nacht wurde durch eine lobernde Illumination von Wachslichtern und einem Fandango zum Tage gemacht.

Am folgenden Tage rüstete sich Seguin mit seiner Gattin und seinen Töchtern zur Rückkehr nach der alten Hacienda am Rio del Norte.

Wir hörten, daß das Haus noch stehe. Es war nicht geplündert worden. Die Wilden wurden, als sie davon Besiß ergreifen wollten, von einer Abtheilung

Pafonnos verfolgt und waren mit ihren Gefangenen davongeeilt, indem sie Alles gerade so, wie sie es gefunden hatten, zurückließen.

St. Brain und ich sollten die Familie nach ihrem Hause begleiten.

Seguin hatte Pläne für die Zukunft, bei welchen sowohl ich, wie mein Freund, betheiligte waren. Wir wollten sie dort zur Reife bringen.

Ich fand den Ertrag meiner Handelspekulationen sogar noch größer, als mir es St. Brain versprochen gehabt. Meine zehntausend Dollars hatten sich verdreifacht. Auch St. Brain besaß eine große Summe und wir konnten denjenigen unserer frühern Kameraden, welche sich dessen als würdig erwiesen hatten, unsere Freigebigkeit beweisen.

Die Meisten von ihnen hatten aber aus einer andern Quelle Bezahlung erhalten.

Als wir aus El Paso ritten, blickte ich zufällig zurück. Ueber den Thoren flatterte eine lange Reihe von dunklen Gegenständen im Winde. Ihre Natur ließ sich nicht verkennen — denn sie waren jedem andern Dinge unähnlich — es waren Skalpe.

Dreizehntes Kapitel.

Die Saite der Erinnerung.

Es ist der zweite Abend nach unserer Ankunft in dem alten Hause am Rio del Norte. Seguin, St. Brain und ich sind auf die Azotea gegangen, weshalb, weiß ich nicht, aber unser Wirth hat uns dorthin geführt. Vielleicht wünscht er noch einmal auf die Wildniß — den Schauplatz so vieler Scenen seines ereignisreichen Lebens — zu blicken, noch einmal, denn morgen verläßt er sie auf ewig. Seine Pläne sind geschlossen — wir reisen morgen ab — wir gehen über die Prairie nach den Gewässern des Mississippi. Sie begleiten uns.

Es ist ein köstlicher, warmer Abend; die Atmosphäre ist elastisch — eine solche Atmosphäre, wie man sie nur auf den hohen Tafelländern der westlichen Welt finden kann. Sie scheint auf die ganze belebte Natur

einzuwirken, wenn man nach ihren Stimmen urtheilen darf. Es liegt Freude in dem Gesang der Vögel — in dem Summen der heimwärts ziehenden Bienen; auch eine gewisse Milde liegt in denjenigen Tönen, welche aus dem fernen Walde zu uns bringen — den gewöhnlich rauheren Stimmen der wilderen Wesen der Schöpfung. Alle scheinen zum Frieden und zur Liebe gestimmt zu sein.

Das Lied des Arriero klingt freudig herauf — denn viele von diesen sind unten und packen zu unserer Abreise.

Auch ich bin freudig — ich bin es seit Tagen gewesen, aber die leichte Atmosphäre um mich her und die heiteren Aussichten vor mir, haben die Innigkeit meines Glückes erhöht.

Anders ist es mit meinen Gefährten auf der Azotea. Beide scheinen trübe zu sein.

Seguin ist stumm. Ich dachte, daß er hier heraufgestiegen sei, um einen letzten Blick auf das schöne Thal zu werfen.

Dem ist nicht so. Er schreitet mit gekreuzten Armen auf und ab — seine Augen sind auf das ebene Cementdach geheftet, sie blicken nicht weiter, sie sehen gar nicht, nur das Auge seines Geistes ist thätig, und dieses blickt nach innen. Seine Miene ist zerstreut, — seine Stirn ist bewölkt — seine Gedanken sind düster

und peinlich — ich kenne den Grund davon — sie ist immer noch eine Fremde in der Familie.

Aber St. Brain — der wigige, der elastische, der feurige St. Brain — welches Unglück ist ihm zugestoßen — welche Wolke zieht über das rosenfarbene Feld seines Horoscops? — welche Schlange, die nicht einmat der schäumende Wein von El Paso ertränken kann, nagt an seinem Herzen?

St. Brain spricht nicht — St. Brain seufzt — St. Brain ist trübe.

Ich errathe halb und halb die Ursache, — St. Brain ist —

Wir vernehmen die Tritte leichter Füße auf der steinernen Treppe — das Rascheln weiblicher Kleidungsstücke.

Sie steigen herauf — es sind Madame Seguin, Adele und Zoe.

Ich blicke auf die Mutter — auf ihre Züge. Auch sie sind von einem wehmüthigen Ausdruck überschattet. Warum ist sie nicht glücklich? warum nicht freudig, da sie ein lange verloren gewesenes, geliebtes Kind wiedererlangt hat? — Ach, sie hat es noch nicht wiedererlangt.

Ich lenke meine Augen auf die Tochter, — auf die ältere, auf die Königin. Ihr Ausdruck ist der seltsamste von allen.

Habt Ihr einen gefangenen Delot gesehen? —

Habt Ihr einen wilden Vogel gesehen, der sich nicht zähmen lassen will, sondern immer noch seine blutenden Schwingen an den Gitterstäben seines Käfigs zer- schlägt? — Wenn dem so ist, so kann es Euch zu einer Vorstellung von diesem Ausdrucke verhelfen — ich vermag ihn nicht zu malen.

Sie ist nicht mehr in indianischem Kostüm, das ist bei Seite gelegt worden; sie trägt die Gewänder des civilisirten Lebens, aber sie trägt sie nur gezwungen. Sie hat dies bewiesen, denn die Säume sind an meh- rern Stellen aufgefranzt, und das aufgerissene Nieder zeigte ihren halbentblößten Busen, welcher unter den wilden Gedanken, die ihn bewegen, wogt.

Sie begleitet sie, aber nicht als Begleiterin. Sie hat die Miene einer Gefangenen — die Miene des Ad- lers, dessen Schwingen verschnitten worden sind. Sie betrachtet weder die Mutter, noch die Schwester: ihre beständige Güte hat keinen Eindruck auf sie gemacht.

Die Mutter hat sie auf die Azotea geführt und ihre Hand losgelassen. Sie geht nicht mehr mit ih- nen, sondern bewegt sich halb schleichend, halb sprung- weise von einer Stelle zur andern. Sie gehorcht einem Antriebe düsterer Empfindungen.

Sie hat den westlichen Flügel der Azotea erreicht und steht dicht an der Brüstung, wo sie hinüber nach dem Mimbres-Gebirge schaut. Sie kennt sie gut. Ihre Gipfel von schimmerndem Selenith, jene Wart-

thürme der Wüste — sie kennt sie nur zu gut. Ihr Herz ist in ihren Augen.

Wir beobachten sie Alle — sie ist unsere gemeinschaftliche Sorge, sie ist es, die sich zwischen Aller Herzen und das Licht gedrängt hat. Der Vater blickt trübe auf sie — die Mutter ebenfalls — auch Zoe und St. Brain — nein, sein Ausdruck ist ein anderer, sein Blick ist der Blick der —

Sie hat sich plötzlich umgewendet. Sie bemerkt, daß wir Alle sie mit Aufmerksamkeit betrachten. Ihre Augen schweifen von Einem zum Andern; sie sind auf die Blicke St. Brains geheftet.

Ueber ihr Antlitz kommt eine Veränderung, — eine plötzliche Veränderung — von der Dunkelheit zur Helle, wie die Sonne, an der die Wolke vorübergezogen ist. Ihr Auge erglänzt von einem neuen Ausdrucke. Ich kenne ihn, ich habe ihn schon früher gesehen — nicht in ihren Augen, sondern in denen, welche ihnen ähnlich sind — den Augen ihrer Schwester, ich kenne ihn — es ist das Licht der Liebe.

St. Brain! — auch die feinen werden von einer ähnlichen Empfindung erleuchtet! Glücklicher St. Brain! — Glücklich, daß sein Gefühl erwiedert wird. Bis jetzt weiß er es noch nicht, aber ich kenne es, ich könnte ihn mit einem einzigen Worte beseligen.

Minuten vergehen. Ihre Blicke vermischen sich in glühender Gemeinschaft, sie blicken in einander. We-

der sie noch er vermag das Auge abzuwenden. Ein Gott beherrscht sie — der Gott der Liebe.

Das Mädchen wird allmählig von seinem stolzen, energischen Ausdrucke verlassen — die Züge werden sanfter — das Auge schwimmt in einem milderen Lichte — die ganze Haltung scheint eine Veränderung erfahren zu haben.

Sie sinkt auf eine Bank nieder. Ihr Rücken lehnt an der Brustwehr — sie wendet sich nicht mehr nach Westen, — sie blickt nicht mehr auf das Gebirge — ihr Herz ist nicht mehr in der Wüste.

Nein, es ist bei ihren Augen und diese ruhen fast ausschließlich auf St. Brain. Sie schweifen von Zeit zu Zeit über die Steine der Azotea — dann gehen ihre Gedanken nicht mit ihnen — aber sie kehren stets zu demselben Gegenstande zurück, um zärtlich — mit jedem neuen Blicke zärtlicher auf ihn zu schauen.

Die Pein der Gefangenschaft ist vorüber. Sie wünscht nicht mehr zu flüchten; wo er verweilt, giebt es kein Gefängniß; jetzt ist es ein Paradies. Fortan können die Thüren geöffnet bleiben. Das Vögelchen wird keinen weiteren Versuch machen, seinem Käfig zu entfliehen — es ist gezähmt.

Was der Erinnerung, der Freundschaft, den Bitten mißlang, hat die Liebe in einem einzigen Augenblicke bewirkt. Die Liebe hat mit ihrer räthselhaften

Gewalt in einem Pulschlage jenes wilde Herz umgewandelt — hat es von der Wüste abgezogen.

Ich glaube, daß Seguin' alles das bemerkt, denn er beobachtet ihre Bewegungen mit Aufmerksamkeit. Ich glaube, daß solche Gedanken durch seinen Geist ziehen, und daß sie ihm nicht unangenehm sind, denn er sieht weniger bekümmert aus, als vorher, aber ich beobachte die Scene nicht weiter.

Ein theures Interesse ruft mich bei Seite; ich gehorche dem süßen Triebe und wandere der südlichen Ecke der Azotea zu.

Ich bin nicht allein, meine Braut ist an meiner Seite und unsere Hände sind, gleich unsern Herzen, ineinander verschlungen.

Unsere Liebe kennt keine Geheimnisse, Zoe hat nie eines gekannt.

Die Natur hatte ihr die Leidenschaft eingeflüstert, sie kannte die Conventionalitäten der Welt — der Gesellschaft — der sogenannten gebildeten Kreise nicht. Sie wußte nicht, daß die Liebe eine Leidenschaft sei, welcher man sich schämen müsse.

Bisher hatte keine Gegenwart sie in ihren Ausdrücken zurückgehalten, nicht einmal die, welche für Liebende von weniger reinen Absichten vor allen andern furchtbar ist — die Gegenwart der Eltern. Allein, wie in ihrer Gesellschaft bleibt ihr Benehmen stets das gleiche. Sie kennt nicht die Heucheleien verkünstelter

Naturen — die Zurückhaltung — die Intriguen — die Qualen der Atome, welche Rollen spielen. Sie kennt nicht die Schrecken sündiger Geister, sie gehorcht nur dem Triebe, welchen ihr Schöpfer in ihr entzündet hat.

Bei mir war es anders. Ich hatte die Gesellschaft — wenn auch damals noch nicht viel — hinlänglich frequentirt, um weniger stolz auf die Reinheit der Liebe zu werden, — hinlänglich, um mich etwas zweiflerisch darüber zu machen; aber durch sie war ich jetzt diesem Scepticismus entflohen. Ich hatte den festen Glauben an den Adel der Leidenschaft erlangt.

Unsere Liebe wurde von denjenigen sanctionirt, welche ausschließlich das Recht besaßen, sie zu weihen; sie wurde durch ihre eigene Reinheit geheiligt.

Wir blicken auf ein schönes Schauspiel — es ist jetzt in der Stunde des Sonnenunterganges noch schöner geworden. Die Sonne scheint nicht mehr auf den Strom, aber ihre Strahlen fallen schief durch das Laub der ihn besäumenden Cottonbäume, und hier und da wird das Wasser noch von einem gelben Strahle berührt. Der Wald ist von den bunten Tinten des Herbstes gefärbt. Wir sehen grüne Blätter und rothe — Laub von goldener und von dunkelbrauner Farbe. Unter dieser bunten Mosaik windet sich der Fluß dahin wie eine tiefige Schlange, die ihren Kopf in den dunklen Wäldern von El Paso verbirgt.

Wir überschauen dies Alles, denn wir sind über der Landschaft. Wir sehen die braunen Häuser der Stadt mit der glänzenden Windfahne ihrer Kirche. Unser Auge hat in glücklichen Stunden oft auf jenem Thurme geruht, aber keine war glücklicher, als die gegenwärtige — denn unsere Herzen sind von Seligkeit erfüllt.

Wir sprechen sowohl von der Vergangenheit, wie von der Gegenwart, — denn Zoe hat jetzt etwas vom Leben gesehen. Allerdings seine dunklen Bilder, aber selbst diese sind für die Erinnerung oft die angenehmsten, und ihre Wüstenerfahrung hat ihr mancherlei neue Gedanken, — den Schlüssel zu mancherlei Fragen gegeben.

Die Zukunft wird jetzt der Gegenstand unsers Gespräches. Sie ist vollkommen heiter, wenn auch eine lange und sogar gefahrvolle Reise vor uns liegt. Wir denken nicht daran; wir blicken jenseits auf die verheißene Stunde, wo ich ihr lehren und sie lernen soll, „was Heirathen ist.“

Die Saiten eines Bandolon werden berührt; wir sehen uns um. Madam Seguin sitzt auf einer Bank und hält das Instrument in ihren Händen. Sie stimmt es. Bis jetzt hat sie noch nicht gespielt; seit unserer Rückkehr ist keine Musik im Hause gehört worden.

Das Instrument ist auf Seguins Verlangen heraufgebracht worden — um schwere Erinnerungen mit

der Musik zu verschrecken, oder vielleicht in der Hoffnung, jene wilden, von denen er glaubt, daß sie noch in der Brust seines Kindes weilen, zu beschwichtigen.

Madame Seguin ist im Begriff, zu spielen, und ich und meine Gefährtin gehen näher, um zu lauschen.

Seguin und St. Brain unterhalten sich bei Seite. Adele sitzt schweigend und zerstreut immer noch da, wo wir sie verlassen hatten. Die Stimme des Instrumentes hatte bereits ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie hatte mit einem neugierigen Blicke daraufgeschaut. Bis jetzt war aber noch keine Musik gespielt worden und sie hatte aufgehört, sich zu verwundern.

Die Musik beginnt. Es ist eine muntere Melodie — ein Fandango — einer von denen, nach welchen der Fuß der Andalusierinnen es liebt, den Takt zu halten.

Seguin und St. Brain haben sich umgewendet. Wir blicken Alle in Adelens Gesicht. Wir bemühen uns, seinen Ausdruck zu lesen.

Die ersten Töne haben sie aus ihrer zerstreuten Haltung emporgeschreckt. Ihre Augen schweifen von Einem zum Andern, — von dem Instrumente zu der Spielerin — ihre Blicke sind verwundernd und fragend.

Die Musik dauert fort. Das Mädchen ist aufgestanden und nähert sich, wie mechanisch, der Bank, auf

welcher ihre Mutter sitzt. Sie kauert zu den Füßen der Letzteren nieder, bringt ihr Ohr dicht an das Instrument und lauscht aufmerksam. Ihr Gesicht zeigt einen eigenthümlichen Ausdruck.

Ich blicke auf Seguin, der des feinen ist nicht weniger eigenthümlich; sein Auge ist begierig auf das des Mädchens geheftet, seine Lippen sind geöffnet — und doch scheint er nicht zu athmen. Seine Arme hängen nachlässig herab und er beugt sich vor, wie um die durch ihre Seele ziehenden Gedanken zu lesen.

Er richtet sich plötzlich wieder auf, als ob ihn ein schnell gefaßter Entschluß dazu antreibe.

„O Adele, Adele!“ ruft er hastig seiner Gattin zu, „o singe jenes Lied — jene liebliche Hymne — Du weißt noch — die, welche Du ihr so oft, so oft vorzusingen pflegtest. Du erinnerst Dich, Adele. Blicke sie an, schnell! schnell! — O Gott! vielleicht wird sie —“

Er wird von der Musik unterbrochen. Die Mutter hat den Sinn seiner Worte verstanden und läßt mit der Geschicklichkeit einer geübten Spielerin plötzlich die Melodie in eine andere von weit verschiedenem Charakter übergehen. Ich erkenne die schöne spanische Hymne: „La madre a su hija“ (Die Mutter an ihre Tochter).

Sie singt und begleitet ihre Stimme mit dem Bandolon; sie wirft ihre ganze Energie in das Lied

und ihr Gesang scheint begeistert. Sie giebt die Worte mit vollem leidenschaftlichen Ausdruck:

„Tu duermes, Cara ninna!

Tu duermes en la paz.

Los angeles del cielo —

Los angeles guardan, guardan,

Ninna mia! — Ca — ra — mi!“

(Du schlummerst, theures Mädchen,

In Frieden schlummerst Du.

Die Englein im Himmel

Schützen Deine Ruh,

Mein Kind, mein holdes! —)

Der Gesang wurde von einem Schrei — einem seltsamen, bedeutungsvollen Schrei des Mädchens unterbrochen. Bei den ersten Worten der Hymne war sie zusammengescreckt und hatte, wo möglich, noch aufmerksamer zu lauschen begonnen. Je weiter die Mutter in dem Liede kam, desto auffallender war, wie wir bemerkt hatten, dieser eigenthümliche Ausdruck geworden, und als die Stimme zum Refrain der Melodie kam, entrang sich ihren Lippen ein seltsamer Ausruf, sie sprang auf und blickte verstört in das Gesicht der Sängerin, aber nur auf einen Moment; im nächsten Moment rief

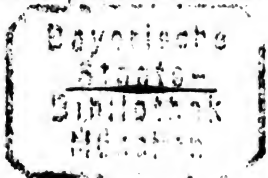
sie in lauten, leidenschaftlichen Tönen: „Mama! Mama!“ und fiel an den Busen ihrer Mutter.

Seguin hatte mit Recht gesagt: „Vielleicht ist Gott so barmherzig, ihr die Erinnerung wiederzugeben!“

Sie hatte die Erinnerung wiedererhalten, nicht nur an ihre Mutter, sondern nach Kurzem auch an ihn. Die Saiten der Erinnerung waren berührt, — ihre Thore geöffnet worden. Sie entsann sich der Geschichte ihrer Kindheit. Sie erinnerte sich an Alles.

Ich will keinen Versuch machen, die nun folgende Scene zu beschreiben; ich will es nicht unternehmen, den Ausdruck der Betheiligten zu malen — von ihren mit Schluchzen und Thränen — aber mit Freudenthränen — vermischten Freudensrufen zu sprechen.

Wir Alle waren glücklich — wir jubelten — aber was Seguin selbst betraf, so wußte ich, daß es die erste Stunde seines neuen Lebens war.



Ende des vierten und letzten Theiles.

Im Verlags-Comptoir zu Grimma und
Leipzig sind ferner erschienen:

Der Vormund.

Roman

von

Emilie Flygare-Carlén.

Sechs Theile. Preis 3 Thlr.

Kavanagh.

Erzählung

von

Henry Wadsworth Longfellow.

Preis 15 Ngr.

Nochus Menussohn.

Originalroman

von

A. J. G. Coussaint.

Drei Theile. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Weiberlaune

einer Frau von Stande.

Von

Marquis von Fondras.

Aus dem Französischen übersezt

von

Ludwig Fort.

Zwei Theile. Preis 1 Thlr.

König Friedrich August III.

von Sachsen

und seine Zeit.

Historischer Roman -

von

Fr. Lubojatzky.

Drei Theile. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Ludwig XIV.

und sein Jahrhundert

von

Alexander Dumas.

In's Deutsche übertragen,

von

Strahlheim.

Sechs Theile. 3 Thlr.

Das Sieben-Giebel-Haus.

Ein Roman

von

Nathaniel Hawthorne.

Deutsch von W. E. Drugulin.

Drei Theile. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Neue Geständnisse

von

A. de Lamartine.

Aus dem Französischen übertragen

von

Ludwig Fort.

Preis 15 Ngr.